

Katharina Peetz
August H. Leugers-Scherzberg
Lucia Scherzberg (Hrsg.)

theologie.geschichte

Zeitschrift für Theologie
und Kulturgeschichte

Band 14 (2019)

t.g

theologie.geschichte

herausgegeben von

Katharina Peetz
August H. Leugers-Scherzberg
Lucia Scherzberg

theologie.geschichte

ZEITSCHRIFT FÜR THEOLOGIE UND
KULTURGESCHICHTE

Band 14 (2019)

Herausgegeben von

KATHARINA PEETZ

AUGUST H. LEUGERS-SCHERZBERG

LUCIA SCHERZBERG

© 2022 theologie.geschichte
Postfach 151150, 66041 Saarbrücken

ISSN 2191-1584 eBook
ISSN 1862-1678 Online-Ausgabe
DOI: <https://doi.org/10.48603/tg-2019>

Gestaltung und Satz: August H. Leugers-Scherzberg

INHALTSVERZEICHNIS

I. MISZELLEN	9
<i>August H. Leugers-Scherzberg</i> Populismus, Entdemokratisierung und der Hass auf die Vergangenheitsbewältigung	11
<i>Ronja Frank</i> Kirchenspezifische Bedingungsfaktoren sexuellen Missbrauchs	19
II. REZENSIONEN	25
Thomas Pittrof (Hg.), Carl Muth und das Hochland (1903-1941) (Florian Mayr)	27
Roger Moorhouse, Das Dritte Reich in 100 Objekten (Amalia Barboza).....	35
Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart (Hg.), Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte, Band 35: Mann – Frau – Partnerschaft. Genderdebat- ten des Christentums (Ute Gause)	41
Tina Bellmann: Zwischen Liebesideal und Realismus. Theologische Anthropologie als soziale Ressource bei Reinhold Niebuhr (Christoph Rohde).....	53
Stephan Lehnstaedt, Imperiale Polenpolitik in den Weltkriegen. Eine vergleichende Studie zu den Mittelmächten und zu NS-Deutschland (Karol Sauerland).....	51
Christian Werner, America First? Die U.S.-Kirchen und ihre Haltung im Zweiten Weltkrieg (Christoph Rohde).....	62
Petzel, Paul/Reck, Norbert (Hgg.), Von Abba bis Zorn Gottes. Irrtümer aufklären – das Judentum verstehen. (Angelika Strotmann)	66

František Steiner, Fußball unterm gelben Stern. Die Liga im Ghetto Theresienstadt 1943–44 (Ansbert Baumann).....	72
Michael Butter, „Nichts ist wie es scheint.“ Über Verschwörungstheorien (Juliane Wetzel).....	75
Peter B. Josephson/R. Ward Holder, Reinhold Niebuhr in Theory and Practice. Christian Realism and Democracy in the Twenty-First Century (Christoph Rohde).....	80
VERZEICHNIS DER AUTOREN UND AUTORINNEN	87

I. MISZELLEN

August H. Leugers-Scherzberg

POPULISMUS, ENTDEMOKRATISIERUNG UND DER HASS AUF
DIE VERGANGENHEITSBEWÄLTIGUNG

Kurzreferat zur Veranstaltung „Die Drift zu autoritärer
Politik und Diktatur in Europa und Afrika. Wo
Gerechtigkeit, Vergebung und Versöhnung fehlen“
Haus der katholischen Kirche, Stuttgart
28. März 2019, 19:00 Uhr

In der Einladung zu dieser Veranstaltung hieß es, es sollte über „den Umgang mit der schweren Vergangenheit und ihren politischen und gesellschaftlichen Folgen für die Gegenwart in Europa und Afrika“ diskutiert werden. Als Situationsbeschreibung wurde formuliert:

„In europäischen Gesellschaften nehmen Populismus und Rechtsextremismus zu, im Afrika der Großen Seen ist ein wachsender Rückzug des demokratischen Prozesses zu beobachten.“

Daran schlossen sich die Fragen an:

„Wo liegen Ursachen und Gründe? Wie weit spielt der Umgang mit der Nachkriegsgeschichte in Europa eine Rolle? Wie weit sind soziale Verwerfungen Triebfedern im Hintergrund?“¹

Was bedeutet diese Situationsbeschreibung? Inwieweit nehmen Populismus und Rechtsextremismus in den europäischen Gesellschaften zu? In welchem Ausmaß kommt es im Afrika der Großen Seen zu einem Rückgang des Demokratisierungsprozesses?

¹ RAPRED Girubuntu, Podiumsdiskussion am 28.03.2019 in Stuttgart, <http://www.rapred-girubuntu.org/index.php/2019/02/04/podiumsdiskussion-am-28-03-2019-in-stuttgart/> (zuletzt geprüft: 08.04.2019).

Steigt der Populismus in Europa an?

Der Populismus ist durchaus im Aufwind, aber nicht nur in Deutschland und Europa, sondern weltweit. In Europa ist dabei an Ungarn, Polen, Italien und Großbritannien mit seinem Brexit zu denken, in Amerika an Trump, an Bolsonaro in Brasilien, in Asien an Duterte auf den Philippinen. Und es gibt nicht nur rechts-, sondern auch linkspopulistische Parteien, die Länder regieren, etwa in Südeuropa die Cinque-Stelle-Bewegung in Italien oder Syriza in Griechenland, und dann vor allem linkspopulistische Bewegungen in Lateinamerika mit z.T. langer politischer Tradition. Aber auch in den Ländern, die nicht durch Populisten regiert werden, gewinnen populistische Parteien an Einfluss. Ohne Einschränkungen müssen wir heute von einer globalen Welle des Populismus und der Renationalisierung sprechen.

Gibt es einen Rückgang der Demokratie im Afrika der Großen Seen?

Das Afrika der Großen Seen - das sind vor allem die Staaten Ruanda, Burundi, Uganda und die Demokratische Republik Kongo - wurde von der sog. dritten weltweiten Demokratisierungswelle erfasst, die nach der Nelkenrevolution in Portugal Mitte der 1970er Jahre und insbesondere nach dem Fall der Mauer 1989/90 zur weltweiten Ausbreitung demokratischer Herrschaftssysteme führte.² Aber bereits kurze Zeit nach dieser Demokratisierungswelle haben sich die meisten Demokratien im Afrika südlich der Sahara wieder in autokratische Regime zurückverwandelt.³ Dieser Prozess wurde z.T. von unvorstellbar brutalen Gewalttaten begleitet. Am bekanntesten ist sicherlich der Genozid in Ruanda, der sich in diesem

² Vgl. Samuel P. Huntington, *The third wave. Democratization in the late twentieth century*, Norman, Okla. 1993.

³ Bettina Haasen, *Journalismus in Burundi. Erfahrungswelten in Konflikt und Transformation*, Wiesbaden 2019, S. 44-46.

Jahr zum 25. Mal jährt. Dabei wurde von April bis Juli 1994 schätzungsweise eine Million Menschen umgebracht.

Was sind die Ursachen und Gründe für diese Entwicklungen?

Es gibt wohl derzeit kein Thema, das innerhalb von Soziologie und Politikwissenschaft weltweit intensiver diskutiert wird als die Frage nach den Ursachen des ansteigenden Populismus. Und jede neue Studie macht klar, dass es sich um ein ausgesprochen komplexes Phänomen handelt, über dessen Ursachen keine Einigkeit erzielt werden kann. Die beiden Darmstädter Politikwissenschaftler Dirk Jörke und Veith Selk haben dennoch eine Formel gefunden, welche die Gründe für den derzeitigen Erfolg der Populisten prägnant zu nennen vermag: „Der Populismus ist eine Reaktion auf die nicht eingehaltenen Versprechen der Demokratie“.⁴ Der Widerspruch zwischen dem demokratischen Ideal, das Freiheit und Gleichheit für alle verspricht, und der politischen Wirklichkeit bilde den Nährboden für Populismus.⁵

Die Ideale von Freiheit und Gleichheit und dazu von allgemeinem Wohlstand wurden seit Beginn der 1960er Jahre von den westlichen Staaten unter Führung der USA als Ziele einer weltweiten Entwicklungspolitik propagiert. Auf denkwürdige Art und Weise hat dies John F. Kennedy in seiner Antrittsrede als Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika am 20. Januar 1961 getan. Im Namen des amerikanischen Volkes versprach er, um die Grundlagen für eine bessere und gerechtere Welt zu ringen. Dieses Versprechen aber wurde auf dem Hintergrund des Ost-West-Konflikts gegeben. Es sollte in erster Linie dazu dienen, in den Staaten der sog. Dritten Welt Verbündete gegen den Kommunismus zu finden. In der Praxis bedeutete dies, dass das Bündnis mit dem Westen gewichtet wurde als Demokratie und Menschenrechte. Schließlich lief

⁴ Dirk Jörke/Veith Selk, *Theorien des Populismus zur Einführung*, Hamburg 2017, S. 13.

⁵ Ebd., S. 15.

es darauf hinaus, dass die meisten westlichen Verbündeten in der sog. Dritten Welt bis zum Ende des Ost-West-Konflikts (1989/90) autoritäre Regime waren.

Das Versprechen von Freiheit, Gleichheit und allgemeinem Wohlstand hatte in den westlichen Industrienationen aber nicht nur eine außenpolitische, sondern auch eine innenpolitische Funktion. Die Systemkonkurrenz zwischen Kommunismus und Kapitalismus war immer auch eine Konkurrenz um die bessere Sozialpolitik. So kam es in den westeuropäischen Demokratien zu einem breiten Ausbau der Sozialstaatlichkeit, der sich nur vor dem Hintergrund der Systemkonkurrenz mit den Staaten des real existierenden Sozialismus erklären lässt. Der Zusammenbruch der bipolaren Weltordnung 1989/90 führte schließlich sowohl zum Abbau der sozialen Sicherungssysteme, die zu Zeiten des real existierenden Sozialismus im Osten entstanden waren, als auch zum Abbau der Sozialstaatlichkeit im Westen, die wegen der fehlenden Systemkonkurrenz scheinbar nicht mehr gebraucht wurde.

Andererseits führte der Sieg des Westens über den Osten, interpretiert als Sieg der Demokratie über die Diktatur, mit Blick auf die mit dem Westen verbündeten autokratischen Regime der sog. Dritten Welt zu der Forderung, nunmehr auch hier die Demokratie einzuführen. Der Appell, Oppositionsparteien zuzulassen und freie Wahlen abzuhalten, wurde dabei mit der unverhohlenen Drohung verknüpft, ansonsten die Unterstützung und wirtschaftliche Zusammenarbeit zu beenden.

Dieser Druck durch die internationale Gemeinschaft führte 1993 dazu, dass in Burundi erstmals freie Wahlen stattfanden. Im selben Jahr wurde für Ruanda eine Übergangsregierung unter Beteiligung der Opposition vereinbart, die das autokratische System ablösen sollte.

Der erste frei gewählte Präsident Burundis wurde am 21. Oktober 1993, vier Monate nach seiner Wahl, ermordet. Es folgte ein lang anhaltender Bürgerkrieg. Der ruandische Präsident Juvénal Habyarimana wurde am 6. April 1994 ermordet. Es folgte der Völkermord in Ruanda. Damit war das Projekt einer Ablösung des autokratischen Regimes in Ruanda

gescheitert. Mit dem militärischen Sieg der Opposition in Ruanda wurde wiederum ein autokratisches Regime installiert, das bis heute die Macht in Ruanda in Händen hält.

Gibt es eine gemeinsame Wurzel für das Ansteigen des Populismus in Europa und den Rückgang der demokratischen Systeme in Afrika?

Gewiss! Beide Entwicklungen sind auf dem Hintergrund der Globalisierung und des Versuchs zu sehen, weltweit Demokratie, neoliberale Wirtschafts- und freiheitliche Gesellschaftsordnungen durchzusetzen. Populismus und Entdemokratisierung sind Gegenbewegungen gegen die Ziele der globalen Liberalisierung und Demokratisierung.

Welche Rolle spielt dabei die Vergangenheitsbewältigung?

Nach dem Sieg über den Nationalsozialismus in Deutschland richteten die Alliierten das Militärtribunal in Nürnberg ein, das die NS-Führung wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit aburteilte. Die juristische Aufarbeitung war ein erster Schritt zur Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit und wurde Vorbild für weitere Versuche, gewaltsame Politiken von Unrechtsregimen aufzuarbeiten. Für Ruanda wurde nach dem Völkermord von 1994 von den Vereinten Nationen ein entsprechendes Tribunal eingerichtet, ebenso für Jugoslawien noch während der Jugoslawienkriege zu Anfang der 1990er Jahre.

Die Vereinten Nationen hatten nach dem Ende des Ost-West-Konflikts 1989/90 rasch das sog. Konzept der Transitional Justice, eine Kombination von Prozessen, Methoden und Formen der Organisation von gesellschaftlicher und politischer Aufarbeitung von Regimeverbrechen nach einem politischen Umbruch, als Leitlinie ihrer Globalpolitik übernommen. Dabei kommt der Aufarbeitung der Vergangenheit neben der juristischen Ahndung der Verbrechen eine zentrale

Bedeutung für eine erfolgreiche Stabilisierung und Demokratisierung von Gesellschaften zu, die eine Gewaltherrschaft erlebt haben.

„Grundlegender Tenor dabei ist, dass eine Gesellschaft nur in der Lage ist, eine liberale und demokratische Ordnung einzurichten, wenn sie sich auf bestimmte Art und Weise mit der gewaltsamen Vergangenheit auseinandergesetzt hat.“⁶

Denn die Vergangenheitsaufarbeitung wird in unmittelbarem Zusammenhang mit der „Verbreitung liberaler Werte wie Menschenrechte, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit sowie der Schaffung von Frieden und Stabilität“ gebracht.⁷

Das ist auch der Grund, weshalb die Bestrebungen zu einer Vergangenheitsbewältigung den Interessen von Populisten und Autokraten diametral entgegenlaufen, und weshalb diese systematisch gegen eine Aufarbeitung belasteter Vergangenheiten hetzen, sie verhindern oder gar unter Strafe stellen. Populisten und Autokraten wie Putin, Trump, Erdogan, Orbán, die Regierung Kurz in Österreich, der Front National in Frankreich oder die AfD in Deutschland fürchten die liberalen, demokratischen und rechtsstaatlichen Implikationen der Vergangenheitsaufarbeitung.

Dasselbe ist der Fall bei den gegenwärtigen Präsidenten in Burundi und Ruanda. Nachdem der Regierungschef in Burundi entgegen der Verfassung 2015 ein drittes Mal für das Präsidentenamt kandidiert hatte und wiedergewählt worden war, schaffte er nicht nur die bis dahin in Burundi errungenen Freiheitsrechte (z.B. Presse- und Meinungsfreiheit) ab, sondern auch den Prozess der burundischen Versöhnungspolitik und der Aufarbeitung der regierungsseitig geschürten Gewalttaten von Tutsis gegen Hutus und umgekehrt.

In Ruanda hat die Tutsi-Opposition unter Paul Kagame 1994 den Völkermord beendet und zur gesellschaftlichen

⁶ Eva Ottendörfer, *Die internationale Politik der Vergangenheitsaufarbeitung. Global-lokale Interaktion in Timor-Leste*, Baden-Baden 2016, S. 19.

⁷ Ebd., S. 16.

Aussöhnung eine Politik der Vergangenheitsbewältigung gestartet, die bis heute in Ruanda von zentraler Bedeutung ist. Dabei werden aber systematisch die Untaten, die Tutsis gegenüber Hutus verübt haben, ausgeblendet, und der Schutz, den Hutus Tutsis während des Genozids gewährt haben, bleibt unerwähnt. Auch werden die Verbrechen verschwiegen, die Kagames Armee während des Völkermords und in den nachfolgenden Bürgerkriegen in Ruanda und im Ostkongo begangen hat. Regierungsamtliche Vergangenheitsbewältigung ist Vergangenheitspolitik im Dienste der Stabilisierung eines autoritären Regimes.

Fassen wir noch einmal kurz zusammen:

Wir erleben heute eine globale Bewegung zur Renationalisierung von Gesellschaften, die populistische Parteien erstarken lässt.

Nach einer kurzen Phase intensiver Demokratisierungsversuche im Afrika südlich der Sahara, haben sich die meisten Länder dort wieder in autokratische Regime zurückverwandelt.

Beide Entwicklungen sind auf dem Hintergrund der Globalisierung nach dem Ende des Ost-West-Konflikts und dem Versuch einer weltweiten Demokratisierung und Liberalisierung von Wirtschaft und Gesellschaft zu sehen. Populismus und Entdemokratisierung stellen dazu die Gegenbewegungen dar.

Vergangenheitsaufarbeitung ist seit 1989/90 eine flankierende Maßnahme innerhalb der Demokratisierungs- und Liberalisierungsstrategie der Vereinten Nationen und wird deshalb von den antidemokratischen Populisten und Autokraten kompromisslos bekämpft.

Ronja Frank

KIRCHENSPEZIFISCHE BEDINGUNGSFAKTOREN SEXUELLEN MISSBRAUCHS

Die 2010 bekannt gewordenen Missbrauchsfälle, die sich innerhalb der katholischen Kirche insbesondere im Zeitraum zwischen den 1950er und 1980er Jahren ereigneten, werfen einige Fragen auf. Wie kann es sein, dass ausgerechnet das Milieu einer Institution, die eigentlich für Werte wie Nächstenliebe, Solidarität und Zivilcourage einsteht, zu einem Haupttortort sexuellen Missbrauchs wird? Wie lassen sich vor diesem Hintergrund der Mangel an Resistenz und aktiver Intervention durch ihre Mitglieder erklären?

Ein Blick auf die Definition des sexuellen Missbrauchsbegriffs und seine Charakteristika und Dynamiken innerhalb institutioneller Kontexte vermag dabei mögliche Antworten zu geben. Der Definition nach zeichnet sich sexueller Missbrauch neben der sexuellen Absicht der Handlung des Täters und das Fehlen oder – insbesondere im Kontext des sexuellen Kindesmissbrauchs – der Unfähigkeit des Opfers zur Einwilligung zu den besagten Handlungen durch ein zwischen Täter und Opfer bestehendes Macht- oder Abhängigkeitsverhältnis aus.¹ Dieses wird vom Täter in der Regel dazu ausgenutzt, das Opfer unter Druck zu setzen und es so zur Geheimhaltung der Tat zu drängen.²

Innerhalb institutioneller Kontexte kommt es insbesondere aufgrund gruppen- und sozialpsychologischer Prozesse wie der Identifikation der Mitglieder mit der jeweiligen Institution zu einer Ausweitung der beschriebenen Dynamiken auf die Institution insgesamt. Aus individuellen Gefühlen der Scham

¹ Wunibald Müller, *Verschwiegene Wunden. Sexuellen Missbrauch in der katholischen Kirche erkennen und verhindern*, München 2010, S. 18f.

² Mechthild Gründer/Magdalena Stemmer-Lück, *Sexueller Missbrauch in Familie und Institutionen. Psychodynamik, Intervention und Prävention*, Stuttgart 2013, S. 16.

oder einer Schwierigkeit der Integration des Charakters der Tat mit den Werten, die die Institution repräsentiert, geht dann häufig eine bewusste oder unbewusste kollektive Verleugnung der Tat hervor.³ Unter Umständen entwickelt sich eine Dynamik des Täterschutzes zum Wohle der Institution.⁴ Herrscht innerhalb der Institution zudem eine sogenannte Kultur der Grenzverletzung – eine problematische Verschiebung der Bewertung der Angemessenheit eines gewissen Grades an Nähe zwischen den Mitgliedern – so werden die adäquate Wahrnehmung und Intervention bei grenzüberschreitendem Verhalten einzelner Mitglieder zusätzlich erschwert.⁵ Diese Aspekte können auf kirchliche Kontexte weitestgehend übertragen werden. Dabei bleibt jedoch noch immer die Frage offen, woher die scheinbare Häufung von Missbrauchsfällen spezifisch innerhalb kirchlicher Institutionen rührt.

Tatsächlich können innerhalb der (katholischen) Kirche einige sexuellen Missbrauch begünstigende Faktoren herausgestellt werden, die für dieses Milieu spezifisch sind, und die die Wahrnehmung und Aufklärung der Missbrauchssituationen sowohl durch die Betroffenen als auch durch deren institutionelles und soziales Umfeld stark erschweren können.⁶ Als Haupttorte der bekanntgewordenen Missbrauchsfälle begünstigen dabei insbesondere Internate und Heime als von der Außenwelt weitestgehend abgeschlossene Orte mit bestimmten Wertesystemen und einem stark ausgeprägten Autoritäts- und Abhängigkeitsverhältnis zwischen potentiellen Opfern und Tätern den sexuellen Missbrauch innerhalb der

³ Ebd., S. 80f.

⁴ Mary Halley-Witte/Bettina Janssen, *Schweigebruch. Vom sexuellen Missbrauch zur institutionellen Prävention*, Freiburg im Breisgau 2016, S. 131.

⁵ Gründer/Stemmer-Lück, *Missbrauch*, S. 80.

⁶ Sandra Fernau/Dirk Baier/Deborah Hellmann/Christian Pfeiffer, Fazit zum sexuellen Missbrauch durch katholische Geistliche: Zusammenfassung der Erkenntnisse aus den KFN-Befragungen. In: Sandra Fernau/Deborah Hellmann (Hg.), *Sexueller Missbrauch durch katholische Geistliche in Deutschland* (KFN: Interdisziplinäre Beiträge zur kriminologischen Forschung 45), Baden-Baden 2014, S. 269-289, hier S. 277.

katholischen Kirche.⁷ Die sich aus der hierarchischen Ordnung der Kirche ergebende hohe Machtposition von Priestern oder Ordensleuten, die die Haupttätergruppen im kirchlichen Rahmen bilden⁸, eröffnen Tätern zudem die Möglichkeit, ihre Leitungspositionen gezielt auszunutzen, um sowohl das Opfer selbst als auch der Institution loyal gesinnte Mitglieder zum Schweigen zu drängen. (vgl. Hallay-Witte & Janssen 2016: 131)

Hinzu kommt, dass die oben genannten Abhängigkeitsdynamiken im Allgemeinen oft schwerwiegende psychische Folgen für das Opfer mit sich bringen. So schreiben sich die Betroffenen die Schuld an der Tat oft selbst zu, da das positive Bild vom Täter nicht mit dessen Tat integriert werden kann. (vgl. Gründer & Stemmer-Lück 2013: 24f.) Handelt es sich bei dem Täter nun um eine Person mit hoher geistlicher Autorität, sowohl für das Opfer selbst als auch für das Umfeld des Opfers, so wird diese Dynamik verstärkt. Das hohe Ansehen des Priesters als geistliches und moralisches Vorbild löst dann sowohl beim Opfer als auch bei Außenstehenden eine besonders drastische kognitive Dissonanz aus. Die Schwierigkeit der Integration der Tat mit der Vorstellung vom Täter hat in diesem Zusammenhang zur Folge, dass Missbrauchstaten sowohl vom Opfer selbst als auch vom Umfeld des Opfers häufig nicht als solche wahrgenommen oder in ihrer Schwere falsch eingeschätzt werden.⁹

Ein Täter mit spiritueller Autorität hat zudem die Möglichkeit, die Wahrnehmung des Charakters der Missbrauchstat durch das Opfer gezielt zu hemmen oder es zur Geheimhaltung zu drängen. Der spirituelle Rahmen kirchlicher Institutionen ermöglicht es dem Täter in diesem Zusammenhang, Missbrauchstaten zur Vertuschung und zur Verwirrung des Opfers in spirituelle Handlungen wie die Beichte einzubetten

⁷ Hallay-Witte/Janssen, *Schweigebruch*, S. 125f.

⁸ Ebd., S. 117.

⁹ Ebd., S. 117f.

oder christliche Glaubensaspekte wie den Vergebungsgedanken gezielt zur Manipulation des Opfers auszunutzen.¹⁰

Zusammenfassend zeichnen sich Situationen sexuellen Missbrauchs also durch Macht- und Abhängigkeitsdynamiken aus, die einen Druck zur Geheimhaltung und damit einhergehende schwere psychische Folgen für das Opfer zur Konsequenz haben. Innerhalb institutioneller Kontexte werden diese Dynamiken aufgrund einer Reihe von sozialpsychologischen Faktoren auf die Mitglieder der Institution übertragen. Dies gilt auch für kirchliche Institutionen. Darüber hinaus lassen sich einige für den kirchlichen Rahmen spezifische Bedingungsfaktoren erschließen, die die Wahrnehmung und Aufklärung sexuellen Missbrauchs drastisch hemmen können. Dazu zählen die weitestgehende Abgeschlossenheit der Haupttorte, die Macht und Autorität, die den Haupttätern innerhalb der hierarchischen Strukturen der katholischen Kirche zukommt und die Möglichkeit der Ausnutzung spiritueller Autorität und Kontexte durch den Täter.

¹⁰ Andreas Zimmer et al., *Sexueller Kindesmissbrauch in kirchlichen Institutionen – Zeugnisse, Hinweise, Prävention. Ergebnisse der Auswertung der Hotline der Deutschen Bischofskonferenz für Opfer sexuellen Missbrauchs*, Weinheim/Basel 2014, S. 140f.

II. REZENSIONEN

Thomas Pittrof (Hg.), *Carl Muth und das Hochland (1903-1941)*, Freiburg: Rombach Wissenschaften 2018, 609 S., 68,- €, ISBN: 978-3-7930-9898-0.

“Das Hochland war bekanntlich die wichtigste Zeitschrift des deutschsprachigen Kulturkatholizismus im vergangenen Jahrhundert.” (Pittrof Vorwort 11). Die Entdeckung und Exploration des Hochland als Quellen- und Wahrnehmungsfeld der Literatur- bzw. Publizistikgeschichte und insbesondere der Katholizismusforschung ist längst auf dem Wege (vgl. etwa auch die Beiträge zu Autorinnen, Autoren, Themen und Debatten des Hochland innerhalb der in derselben Reihe 2010 bzw. 2014 erschienenen Tagungsbände zur “Katholischen Publizistik” und zur “Katholischen Geschichtswahrnehmung” im 20. Jahrhundert).

Der vorliegende umfangliche Band präsentiert im Kern Vorträge einer von Hans Maier initiierten Tagung in Mooshausen im November 2014, die sich anlässlich des 70. Todestages Carl Muths (1867-1944) ganz dessen Person und der von ihm gegründeten und geleiteten Zeitschrift widmete. Für die vorliegende Publikation wurden die Vortragstexte teils erheblich erweitert und “um Lebenszeugnisse, Dokumente zur Rezeptionsgeschichte und weitere Aufsätze” (12) ergänzt, sodass die eindrucksvolle, wenngleich etwas unsymmetrische Architektur des Tagungsbandes fast schon in Richtung Handbuch zu tendieren scheint.

Nach dem Vorwort und einer (auto-)biographischen Skizze Carl Muths, entfaltet sich in drei Kapiteln die Darstellung der drei historischen Phasen des Hochland unter der Ägide seines Gründers im Spektrum der Einzelbeiträge: “Carl Muth und das Hochland” I. “von seiner Gründung bis zum Ende des Kaiserreiches” (5 Beiträge), II. “zwischen 1918 und 1933” (9 Beiträge), III. “im ‘Dritten Reich’” (1 Beitrag). Diese inhaltliche Sondierung des Hochland wird ergänzt durch IV. die Verschriftlichung der “Abschlussdiskussion auf der Mooshauser Tagung im November 2014”, durch V. zwei dokumentarische Anhänge zur Bildpublizistik und zu den Mitarbeitern des

Hochland und durch VI. einen "Epilog", das Manuskript einer Radiosendung von 1953 anlässlich "50 Jahre Hochland". Ein Personenregister schließt den Band ab.

Thomas Pittrof lässt sein Vorwort in den Wunsch münden,

"die katholizismuswissenschaftliche Auseinandersetzung mit Carl Muth und 'seinem' Hochland möge nicht nur weitere Forschungen anregen, sondern in den Grenzen des ihr Möglichen auch als ein Beitrag zur gegenwartsbezogenen Selbstwahrnehmung und historischen Selbstvergewisserung jenes deutschsprachigen Bildungs- und Kulturkatholizismus aufgenommen werden, sofern er als gesellschaftliche Formation denn überhaupt noch existiert". (12)

(Die Tatsache, dass zwei der Vortragenden noch vor Drucklegung des Bandes verstarben, Gabriele Bell-Muth und Otto Weiß, verleiht ihren Beiträgen gewissermaßen Vermächtnischarakter.)

Allen einzelthematischen Sondierungen voraus geht Gabriele Bell-Muths Skizzierung des Lebensweges ihres Großvaters Carl Muth (14-32) anhand seiner nachgelassenen und bislang unveröffentlichten Erinnerungen - auch eine wissenschaftliche Biographie Muths liegt bis heute nicht vor - mit wichtigen und aufschlussreichen Berichten und Reflexionen aus seiner Kindheit (Worms), seinen Schul- und Studienjahren (Worms, Steyl, Algier, Gießen, Berlin), seinen Lehr- und Gesellenjahren als Übersetzer, Korrespondent und Redakteur (Paris, Rom, Berlin, Straßburg, Einsiedeln) und einigen Historien aus seiner Zeit als Herausgeber des Hochland (München).

Maria Cristina Giacomini zeichnet in ihrem äußerst quellenkundigen Beitrag "Ein 'goldener Mittelweg' zwischen Kirche und moderner Welt? Carl Muth und das Hochland 1903-1914. Mit einem Exkurs zur Gründungsgeschichte des Hochland" (34-69) differenziert die Entwicklung des "idealrealistischen" Literaturkonzepts und -programms des späteren Hochland zuvörderst im erst freundschaftlichen, dann spannungsreichen Dialog zwischen Carl Muth und Friedrich Lienhard nach, rekonstruiert die späterhin unter den Mitwirkenden

heftig umstrittene Geschichte der Gründung der Zeitschrift (im Kösel-Verlag), sondiert im binnenkatholischen Diskurs die Positionen im "Literaturstreit" und diagnostiziert in der Publizistik des Hochland im Kaiserreich "im theologischen und religiösen Bereich [...] eine gemäßigte Öffnung" und "im kulturellen und politischen Bereich" ein Überwiegen der "antimodernen und nationalistischen Stimmen": der "Pluralität der Stimmen Raum gegeben zu haben, ist vielleicht das größte Verdienst Carl Muths" (69).

Gebhard Streicher erschließt in der "Pionierarbeit" (70) seiner Studie "Carl Muths Kunstkommunikation" (71-124) nebst der im Anhang des Bandes mitgegebenen "Aufstellung mit einem Register" (467-513) das - zunächst tief im 19. Jahrhundert verwurzelte - "Profil des Kunstschriftstellers Carl Muth sowie dessen redaktionelle Strategie bei der Bildauswahl anhand der ersten Hochland-Jahrgänge" und dokumentiert lückenlos "die gesamte Bildpublizistik des Hochland von 1903 bis 1941" (70).

Otto Weiß spannt mit seiner zentralen Darstellung "Carl Muth und seine Redakteure" (127-165) - namentlich: Max Ettlinger, Konrad Weiß, Friedrich Fuchs, Franz Joseph Schöningh und Karl Schaezler - den Bogen der teils dramatischen Redaktionsgeschichte als Personen- und Zeitgeschichte von 1908 bis in die Mitte der Sechzigerjahre und öffnet damit auch den Blick auf die Geschichte des Hochland nach dem Tode Carl Muths (1944). Die Darstellung überschneidet sich zum Teil mit seinen prosopographischen Skizzen "Die Mitarbeiter der Zeitschrift Hochland" im Anhang des Bandes (515-574), die trotz ihrer Fragmentarität - nur 26 Biogramme, darunter ein einziges einer Frau (Maria Schlüter-Hermkes) - einen wertvollen Forschungsbeitrag zum personellen Profil des Hochland und seines kulturellen Milieus darstellen.

Horst Renz spürt in seiner Studie "Die Kleinwelt-Romane von Antonio Fogazzaro und das in ihnen sich offenbarende 'Jenseits'" (164-177) der "Frage des geistigen Einvernehmens zwischen Carl Muth und dem italienischen Dichter in Konzept und Zielen des Hochland" nach - Fogazzaros Roman

Der Heilige war 1906 auf den römischen Index gesetzt, der Abdruck im Hochland abgebrochen worden, die Zeitschrift später selbst in "Modernismus"-Verdacht geraten.

Thomas Brose zeigt in seinem Aufsatz "Krieg und Frieden im Hochland 1914-1918" (178-191) auf, wie sich anfangs auch "das katholische Hochland stark auf traditionelle Muster religiöser Kriegsdeutung" verließ, zwischen 1914 und 1918 aber auch "anderen Deutungsmustern zunehmend Raum" bot (180), mit einer "deutlichen Zäsur" im Jahr 1916, "durch die starke Betonung der Nicht-Identität mit dem protestantischen Kaiserreich" (188) und seine Unterstützung für die Vermittlungs- und Friedensbemühungen Papst Benedikts XV.

Hans Maier sondiert in seinem Beitrag "'Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in Deutschland'. Ein Blick auf die Muth-Festschrift von 1927" (194-203) die Themen und Thesen, das Selbstbild des Hochland und die Zeichnung der Person Carl Muths in der programmatisch betitelten Publikation zu dessen 60. Geburtstag und

"registriert mit Staunen, mit welcher Heftigkeit der ein Vierteljahrhundert zurückliegende Literaturstreit [...] noch einmal auflebt und die Geister erregt". (200)

Horst Renz legt unter dem Titel "Carl Muth und Gertrud von le Fort" (204-219) die signifikante Vor-, Hintergrund- und Nachgeschichte der kurzen Zusammenarbeit der Schriftstellerin mit dem Hochland frei, vom Vorabdruck dreier ihrer berühmten "Hymnen an die Kirche" (1924) bis hin zum Abbruch des Abdrucks ihres Romans "Der Papst aus dem Ghetto" (1930).

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz leuchtet in "Romano Guardini, Josef Weiger und Carl Muth" (221-233) differenziert die Kontakte, Konvergenzen und Konkurrenzen der so unterschiedlichen Vordenker Guardini und Muth und ihrer publizistischen Podien "Schildgenossen" und "Hochland" aus.

Eine interessante historische Beigabe bildet das Manuskript des "Rundfunkgesprächs am Berliner Sender" von 1930 mit dem Titel "Das Gesicht der Zeitschrift Hochland"

(234-251), das - eigentlich eine Folge von drei Kurzreferaten - Carl Muth als Herausgeber, Friedrich Fuchs als Chefredakteur und Otfried Eberz als Autor des Hochland bestreiten. Während Muth den ursprünglichen Impuls und die Grundlinien seiner Zeitschrift beschreibt ("deutsch, christlich, katholisch" 235), gibt Fuchs eine gedrängte, stilistisch wie dispositionell exzellente Darstellung der bisher in 26 Jahrgängen geleisteten Arbeit (unter Benennung der jeweils aktuellen Themen und Diskussionen), und dann Eberz - für das Hochland nicht wirklich repräsentativ - seine höchst spekulativen, ja kruden religionsgeschichtlichen Thesen zu den Themen "Urtraditionen", "Atlantis" und "das Problem der Zukunft des Weibes" (250).

Thomas Pittrof konzentriert seine pointierten Beobachtungen und Analysen in "Drei Thesen zur modernitätshistorischen Einordnung des Hochland der Zwischenkriegszeit" (252-266) in Bezug auf 1. den ursprünglichen "'Geist' des Hochland" (253), der aus einer Art "religiös fundiertem praktischen 'Realidealismus'" heraus sich der "Wiederbegegnung von Kirche und Kultur, der Versöhnung von Katholizismus und Kirche und moderner Kultur" (255) verschrieb, 2. die Grenzen des Hochland-Programms, seine "Wahrnehmungsausfälle" (257) und Einschränkungen (etwa auf den Gebieten Kunst und Wissenschaft) und 3. (besonders auf die letzten Jahre vor 1933 bezogen) das Phänomen der "unbewältigten Moderne" (260), den diagnostizierbaren Mangel an zeitgeschichtlichem Unterscheidungsgeist, durch welchen in Einzelfällen auch Autoren mit totalitären, rassistischen und antisemitischen Tendenzen im Hochland zu Wort kamen.

Mark Breuer zeichnet in seiner spannenden Erkundung "Soziologische Beobachtung der Religion? Der Soziologiediskurs im Weimarer Katholizismus am Beispiel der Zeitschrift Hochland" (269-293) mit einem gewissen Fokus auf dem Hochland-Autor Heinrich Getzeny (1894-1970) den Entwicklungsbogen nach "von einer im Katholizismus tradierten Ablehnung der Soziologie über skeptisch distanzierte Beobachtung hin zur Rezeption ausgewählter Autoren und Theoreme" (289) mit dem Ergebnis:

“Im Soziologiediskurs reflektiert die Zeitschrift Hochland ihre eigene sozialstrukturelle Bedingtheit. Der Diskurs wird aus einer Säkularisierungssituation heraus geführt und lässt diese diskursiv bewusst werden. Soziologische Theoreme wurden aufgegriffen, um in einer veränderten gesellschaftlichen Umwelt Potenziale der Religion in neuer Form zur Geltung zu bringen.” (291)

Manfred Tietz's materialreiche Sondierung der “Sicht Spaniens in der Kulturzeitschrift Hochland” (295-369) ergibt, dass in dieser “Spanien mit seiner Kultur, seiner Kunst und seiner Politik [...] eine qualitativ starke Präsenz hat und ideologisch positiv besetzt ist” (367), aber auch, dass vielfach mit dem gezeichneten “Bild eines ‘wesens’mäßig katholischen Landes” eine “eigene kulturelle Wunschidentität auf ein teilweise reales, zu einem großen Teil aber auch imaginiertes, konstruiertes Spanien projiziert” wurde, unter weitestgehender Ausblendung des Zeitalters der Aufklärung, des Liberalismus des 19. Jahrhunderts und der “eher säkularisierenden Tendenzen in der spanischen Moderne der 1920er- und 30er-Jahre”, aber auch etwa des arabisch-muslimischen Spaniens und der “kulturellen Leistungen der spanischen Juden und deren Vertreibung” 1492 (368f). Problematisch vollends die “Propagierung der antiliberalen und antidemokratischen Ideen des konservativen Geschichtsphilosophen Donoso Cortés” (369) und die Aufwertung des Francismus als “Modell einer ‘konservativen Revolution’” (369) - freilich auch im Hochland nicht unwidersprochen.

Leonid Luks konturiert in “Gegen totalitäre Versuchungen von links und rechts. Fedor Stepun und Simon Frank als Hochland-Autoren” (371-404) eindrücklich die Gestalten “zweier bilingualer russischer Philosophen”, die “in der deutschen Kultur genauso tief verankert waren wie in der russischen” (373) und als scharfsichtige

“Exildenker die Ursachen der russischen Revolution von 1917 (und nachfolgend die Entstehung des Nationalsozialismus) als Auswirkungen einer geistigen Krise deuteten, die ganz Europa ergriffen habe”. (370)

Marek Jakubów arbeitet in seinem Beitrag "National-Polnische Illusionen" (407-424) heraus, wie im Hochland besonders Carl Muth bei aller Kritik eines "illusionären Romanzismus" (406) in Traditionen nationalpolnischen Denkens gerade durch seine Vermittlung der Werke von Henryk Sienkiewicz die polnische Literatur in einen europäischen, gewissermaßen "romantisch-universalistischen" (423) Horizont zu stellen versucht.

Hans Günter Hockerts - einziger Referent zum Kapitel "Carl Muth und das Hochland im 'Dritten Reich'" - stellt seine prägnante zeitgeschichtliche Skizze unter die Frage "Abstand oder Widerstand?" (425-443). Aus repräsentativen Beobachtungen und Nachzeichnungen 1. der Unterschiedlichkeit der zeitgenössischen Rezeption (geistiger Zufluchtsort vs. angepasstes "Gewäsch") und späteren Bewertung des Hochland in der NS-Zeit ("geistiger Widerstand" vs. für das Regime nützliche "Ventilfunktion"), 2. des Ab und Auf der Auflagenzahlen (bis 1933 krisenhaft abfallend, dann, auch durch die Unterstützung des bayerischen Episkopats, wieder stark ansteigend bis zur erzwungenen Einstellung 1941), 3. der zeitgeschichtlich so gegensätzlich geprägten Biographien der Chefredakteure Friedrich Fuchs und Franz Josef Schöningh, 4. der wenigen, aber signifikanten Fälle erlittener oder abgewendeter Zensur oder aber erfolgreichen Lavierens gegenüber den NS-Behörden (oder der politisch angepassten Leitung des Kösel-Verlags) und 5. verschiedener Strategien und Modelle etwaiger denkerischer und rhetorischer Dissidenz in ausgewählten Beiträgen des Hochland im Forschungszeitraum konfiguriert sich als Ergebnis:

"Aufs Ganze gesehen folgt daraus, dass man im Blick auf das Hochland im 'Dritten Reich' eher von Abstand als von Widerstand sprechen sollte. Damit ist eine Linie der Defension gemeint, der Selbstbewahrung, worunter das Hochland (mit den Worten Karl Schaezlers) die 'Bewahrung des christlich-abendländischen Erbes' verstand. Viele Einzelbeiträge, in den letzten Jahrgängen wohl die allermeisten, könnte man auch der Inneren

Emigration zurechnen, wenn dieser Begriff nicht seinerseits so unscharf und mehrdeutig wäre.” (442)

Die verschriftlichte “Abschlussdiskussion auf der Mooshau-sener Tagung im November 2014” (445-464) thematisiert in erster Linie die noch verbliebenen “Lücken” (447), Forschungsdesiderate und offenen Fragen bezüglich der Biographie Carl Muths und der Intention, Entwicklung und Rezeption des Hochland auch etwa in Bezug auf parallele bzw. konkurrierende oder auch nachfolgende Zeitschriftenprojekte im 20. Jahrhundert. In der Tat wären - neben einigen zu vertiefenden Themen im Vorfeld und während der NS-Zeit - noch manche derjenigen Beiträge und Debatten im Hochland zu erforschen, deren Nennung bereits Friedrich Fuchs im “Rundfunkgespräch” von 1930 so wichtig war, darunter etwa auch die “Kontroverse über den Eigentumsbegriff” (241) und vor allem die vielstimmige, über Jahre verfolgbare “lebhaft auf- und abwogende Debatte über die Frauenfrage” (241f.) - Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz weist mit Blick auf die Zeitschrift “Schildgenossen” implizit auf letztere hin (460).

Das als “Epilog” den vorliegenden Band beschließende, versierte (Hör-)“Bildnis einer Zeitschrift” anlässlich “50 Jahre Hochland” von 1953 (575-591) des damals jungen Lehramtsstudenten (und späteren Hochland-Autors) Hans Maier, in welchem das Profil nicht nur des kulturellen, sondern auch des sozialpolitischen Denkens Carl Muths aufscheint, reflektiert zugleich eine neue Lebensphase des Hochland, welches nun - nach dem Tode Carl Muths - versucht, in Wahrung und Transformation seiner Tradition eine zeitgemäße Rolle und Stimme im Nachkriegsdeutschland zu entwickeln. Die Phasen dieser Entwicklung zwischen 1946 und 1974, wenn das (Neue) Hochland endgültig eingestellt wird, ebenso vertieft zu sondieren, wie im vorliegenden Band (und anderen bereits vorliegenden Studien) seine ersten rund 50 Jahre, wäre

sicherlich in gleicher Weise einer “katholizismuswissenschaftlichen Auseinandersetzung” würdig.

Florian Mayr

Roger Moorhouse, *Das Dritte Reich in 100 Objekten*, Darmstadt: Konrad Theiss Verlag 2017, 271 S., 29,95 €, ISBN: 978-3-8062-3552-4

Der britische Historiker Roger Moorhouse hat im Jahr 2017 ein Buch mit dem Titel *The Third Reich in 100 Objects* veröffentlicht, das von Birgt Lamerz-Beckschäfer ins Deutsche übersetzt wurde und im Theiss Verlag erschienen ist. Roger Moorhouse ist bekannt als Spezialist der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, besonders des Dritten Reichs und des Lebens von Adolf Hitler. 2006 erschien Moorhouses erstes Buch mit dem Titel *Killing Hitler*, 2010 folgte *Berlin at War* über die Geschichte Berlins während des Zweiten Weltkriegs. Das neue Buch von Moorhouse lässt sich im Rahmen dieses Forschungsschwerpunkts gut verorten. 100 Objekte aus dem Kontext von Hitler, der SS und der NSDAP werden abgebildet und besprochen.

Der Titel *Das Dritte Reich in 100 Objekten* verspricht aber erst einmal mehr. Und so werden die LeserInnen, die Moorhouses Forschung bislang nicht kannten, schnell enttäuscht. Man erwartet zunächst eine Alltagsgeschichte des Dritten Reichs, erzählt aus der Perspektive der materiellen Kultur. Man möchte erfahren, wie weit der Nationalsozialismus in den Alltag eingedrungen war (z. B. sah ich im Stadtmuseum Dresden mit Hakenkreuzen bestickte Kinder-Unterwäsche). Man will etwas über die Kinderspiele der Zeit erfahren, über Frisuren, über Spazierstöcke, über Faschingskostüme ... Wenn man das Buch aufschlägt und hineinblättert, merkt man aber schnell, dass es hauptsächlich die materielle Kultur Hitlers und des NS abbildet.

In einem zweiseitigen Vorwort berichtet Richard Overy, dass Adolf Hitler und sein Regime sich ganz gezielt für die

Produktion von Objekten, Bildern, Symbolen und Propagandapapieren einsetzten – angefangen beim Hakenkreuz, das von einem uralten hinduistischen Glückssymbol weiterentwickelt wurde, bis zum Hitlergruß oder Uniformen der SS, den Flaggen, Emblemen und anderen Inszenierungen. Diese verschiedenen Utensilien und Strategien des Regimes werden exemplarisch an 100 Objekten beschrieben und kommentiert. In dieser Hinsicht bietet das Buch ein interessantes Konvolut, um über die Designstrategien des Nationalsozialismus zu reflektieren.

Die 100 Objekte sind weder alphabetisch noch thematisch geordnet. Außer dem zweiseitigen Vorwort von Richard Overy bekommen die LeserInnen keine Anweisung, wie dieses Konvolut an Gegenständen gelesen werden soll. Richard Overy schreibt, dass diese Objekte „das komplexe Geschehen dieser Epoche anhand von Bildern, die der Geschichte eine handfeste, greifbare Stofflichkeit verleihen“ (S. 9), präsentieren. Er ergänzt, dass durch diese Objekte deutlich wird, dass das Dritte Reich „gewöhnlich und außergewöhnlich“ zugleich war – „Alltag und Tragödie“ (ebd.). Die 100 Objekte sollen „einen Eindruck von diesen Gegensätzen“ (ebd.) vermitteln.

Wir könnten also versuchen, anhand einiger Beispiele „gewöhnliche“ und „außergewöhnliche“ Objekte zu sortieren: Das erste vorgestellte Objekt ist Hitlers Aquarell-Malkasten. Wir könnten uns gleich fragen: gewöhnlich oder außergewöhnlich? Schwierig zu beantworten. Der Malkasten wird geöffnet fotografiert, so dass man die Nutzungsspuren sehen kann. Man merkt, dass Hitler ihn intensiv benutzte. Das Objekt erzählt von Hitlers frustrierenden künstlerischen Ambitionen. In dem Kommentar zum abgebildeten Objekt wird berichtet, dass Hitler von seinem Maltalent überzeugt war. Er bewarb sich zweimal an der Kunstakademie Wien und war sich sicher, angenommen zu werden, bestand aber die Prüfung nicht. Im Anschluss malte er, wie wir wissen, weiter und verkaufte seine Bildchen für fünf Mark auf der Straße. Heute werden sie bei Auktionen für über 100 000 Euro verkauft. Das Buch zeigt auch ein Beispiel, ein Aquarellbild, das Hitler im

Dezember 1914 als Soldat an der Front malte. Es wäre sehr interessant gewesen, mehrere dieser Bilder zu sehen, besonders auch solche aus der Zeit Hitlers als selbsternannter „Führer“ des Deutschen Reichs. Der Malkasten ist ein „gewöhnliches Ding“ für jemanden, der gerne malt. Er kann aber auch als ein „ungewöhnliches Ding“ betrachtet werden, wenn man bedenkt, dass Adolf Hitler ihn benutzte. Hatte er Zeit, fortwährend zu malen? Wann hat er diese Tätigkeit ausgeübt? Was hat er dann gemalt? Diese Fragen bleiben unbeantwortet. Vielleicht gehörte der Malkasten zu Hitlers Vergangenheit und hatte mit der Zeit des Dritten Reichs nicht unmittelbar zu tun – dann hätte Moorhouse dieses Objekt nicht abbilden sollen.

Auf Malkasten und Aquarelle folgen eher „gewöhnliche Dinge“ aus der Geschichte der Partei: Hitlers Partei-Mitgliedskarte, die Blutfahne, das Buch *Mein Kampf*, Emaille-Schilder mit der Anweisung zum Hitlergruß, Büsten, Plakate, Parteiabzeichen, Uniformen, Helme, Stiefel, Erinnerungsfiguren, Kataloge, Dienstmarken, Souvenirarmband, Tarnjacke, Armbinde, Ehrentempel, Hakenkreuzflagge ... Es handelt sich also um „gewöhnliche Dinge“ für eine „politische Religion“ (S. 16), wie an manchen Stellen des Buchs das Dritte Reich bezeichnet wird. Der Begriff „politische Religion“ wird leider nicht erläutert. Normalerweise wird er benutzt, um totalitäre Systeme, wie den Nationalsozialismus oder den Stalinismus, zu bezeichnen, in denen bestimmte politische Figuren wie Propheten oder Heilsbringer behandelt werden. Ein diese politischen Regime mit Religionen verbindender Aspekt ist, dass besonderer Wert auf kultische Rituale und Reliquien gelegt wird. Der Apparat ist sich bewusst, dass es wichtig ist, Präsenz gegenüber den BürgerInnen zu zeigen und den Führer wie einen Auserwählten des Volks zu inszenieren. Deswegen tendiert eine „politische Religion“ zu einer Art ästhetischer Hervorhebung aller Auftritte des Anführers und des Apparats, was oft in Zusammenhang mit einer Sakralisierung der Politik gebracht wird, wenngleich es sich eigentlich um eine Ästhetisierung der Politik, um eine bewusste Nutzung der Macht der Ästhetik handelt.

Diese Objekte des Dritten Reichs verdeutlichen, wie viel Wert Hitler und das Regime auf Design und Ästhetik legten. Das Aufsehen um Hitler war präzise kalkuliert, wie u. a. Hitlers Bartbüste dokumentiert, welche die Funktion hatte, den Bart perfekt zu frisieren. Der Fotograf Heinrich Hoffmann, dessen Fotoapparat auch im Buch abgebildet ist, hatte die Aufgabe, Hitlers Stil fotografisch perfekt zu erfassen. Moorhouse berichtet, dass Hitler gemeinsam mit Hoffmann an diesem öffentlichen Image arbeitete, indem sie Posen einstudierten und Kleidung gezielt auswählten (S. 68).

Auch viele andere Objekte geben aufschlussreiche Einblicke in die Designgeschichte des Dritten Reichs: Das Reichsadler-Symbol des alten Deutschen Reichs, das auch die Weimarer Republik beibehielt, wurde von Hitler ganz neu entworfen: „Erst Hitler gab dem Adler nach 1933 ein gänzlich anderes Aussehen“ (S. 141). In dem Buch erfahren wir aber nichts über die Geschichte dieser Neugestaltung. Es wird berichtet, dass der Bildhauer Kurt Schmid-Ehmen eine Serie monumentaler Adler für NS-Gebäude entwarf und dass diese skulpturalen Übertragungen ebenso monumental waren. Es wäre interessant gewesen zu erfahren, wie Hitler seine künstlerischen Ambitionen kanalisierte, um ein Symbol neu zu gestalten. Im Unterschied zum Reichsadler der Weimarer Republik, der von Karl-Tobias Schwab 1926 entworfen wurde und heute immer noch als deutsches Bundeswappen verwendet wird, ist beim NS-Reichsadler mit geschlossenem Schnabel weder Zunge noch irgendeine Bewegung zu erkennen – als hätte Hitler die Stärke und Entschiedenheit des Dritten Reichs damit ausdrücken wollen. Der Adler hält einen Eichenkranz mit einem Hakenkreuz ganz fest in seinen Fängen und wirkt wie ein Symbol der Ewigkeit.

Ein anderes interessantes Objekt ist eine Sammelpostkarte von 1939 mit einer Porträtzeichnung des Künstlers Wolfgang Willrich. In dem Buch erfahren wir, dass die Partei bei dem Künstler eine Serie von Zeichnungen „von NS-Größen, ‚deutschem Blutadel‘ im Ausland und deutschen Bauern“ bestellte (S. 138). Diese Karten wurden gesammelt und Kinder spielten

damit auf Schulhöfen. Auch mit diesem Beispiel zeigt Moorhouse, dass es ihm darum geht zu zeigen, dass diese Objekte des Dritten Reichs vielleicht künstlerisch keinen Wert haben, aber als Instrumente der Macht von großer Bedeutung waren:

„Mag der künstlerische Wert seiner Bilder auch umstritten sein – für die Propagandamaschinerie waren sie von unschätzbarem Wert“ (S. 139).

Auch das Radio war ein zentrales Objekt dieser Propagandamaschinerie. Nicht so sehr, weil Radiogeräte und Lautsprecher mit nationalsozialistischen Zeichen gestaltet wurden, sondern weil die Stimmen, die aus den Lautsprechern kamen, die ganze Umgebung zum Erstarren bringen sollten. Der sogenannte Volksempfänger war in sehr vielen Wohnzimmern präsent und machte die Menschen, die sich im Privaten befanden, zu TeilnehmerInnen einer Massenveranstaltung. In dieser Hinsicht gehörte die ausgestrahlte Stimme zu einem wichtigen Medium, um Menschen in allen Räumen zu einer Masse von AnhängerInnen zu verwandeln. Im Buch wird diese Macht der Stimmen nicht thematisiert, sondern die Macht der Objekte. Abgebildet sind ein Radiogerät, ein kleines braunes Bakelit-Gehäuse mit einem Adler-Stempel, und das Propagandaplakat aus dem Jahr 1936 mit dem Titel „Ganz Deutschland hört den Führer mit dem Volksempfänger“, auf dem das gleiche Gerät abgebildet ist, umgeben von zahlreichen Menschen, die ihre Augen und Ohren darauf richten, als wäre es ein Monument. Die NS-Radiogeräte waren sehr günstig, damit sie von allen BürgerInnen gekauft werden konnten. Es wird erzählt, dass der Volksempfänger im Unterschied zu herkömmlichen Rundfunkgeräten nur für den Empfang deutscher und österreichischer Sender ausgelegt war, sodass er perfekt als Organ der NS-Propaganda dienen konnte.

Ein anderes Objekt hatte auch die Funktion, die Menschen zu einer Volksgemeinschaft zu verbinden. Es handelt sich um die Sammelbüchse des Winterhilfswerks. Abgebildet ist eine rote Sammeldose, produziert in Wien, mit einer Öffnung im Deckel, in die man Geld einwerfen konnte. Im Kommentar

wird erzählt, dass die Spende eigentlich freiwillig sein sollte, die Menschen aber in Wirklichkeit zum Spenden genötigt wurden. Als Belohnung für die Spende bekam man unter anderem Anstecknadeln mit verschiedenen Tieren oder Stadtwappen, um die Spende-Tätigkeit öffentlich zeigen zu können. Leider sind diese Anstecknadel-Motive nicht abgebildet.

Wenige Objekte im Buch zeigen das, was nicht für die Öffentlichkeit gedacht war, aber trotzdem zur Geschichte des Dritten Reichs gehört. Ein Beispiel ist der Malkasten. Ein anderes Beispiel ist Eva Brauns Lippenstiftetui. Es handelt sich um ein Geschenk Hitlers mit den eingravierten Initialen „EB“. Der Architekt Albert Speer hatte ein Monogramm in Form eines Glückklee für sie entworfen. Dieses Monogramm schmückte viele der Objekte, die Eva Braun besaß, auch dieses Lippenstiftetui. In dem Buch wird erzählt, dass Hitler Make-up bei Frauen nicht besonders mochte. Als er einmal auf Eva Brauns Serviette Abdrücke ihres Lippenstifts bemerkte, äußerte er einen vernichtenden Kommentar: Er erzählte der Tischrunde von dem Gerücht, in Frankreich stelle man Lippenstifte aus dem Fett der Pariser Abwässer her.

Diese und andere Kommentare, welche die Objekte in dem Buch begleiten, veranschaulichen, dass diese Sammlung ein interessantes Forschungskonvolut präsentiert, das sich mit konkreten Fragestellungen gezielter analysieren ließe. Interessant finde ich die Frage, inwieweit zwischen öffentlichen und privaten Objekten und zwischen „gewöhnlichen“ und „außergewöhnlichen“ Objekten des Dritten Reichs unterschieden werden könnte. Vielleicht werden wir in der nächsten Veröffentlichung von Moorhouse mehr über die Sammlung und deren Bedeutung erfahren. In Das Dritte Reich in 100 Objekten haben wir erst einmal die Möglichkeit, viel Interessantes über die materielle Kultur von Hitler, der SS und der Nationalsozialisten zu entdecken, und man stellt sich viele Fragen. Der Autor selbst zeigt sich hinsichtlich der Fragestellungen, die das Buch leiten, eher bedeckt und liefert hauptsächlich Anekdoten. Es ist also ein Buch, in das man immer wieder hineinschauen kann, als würde es sich um ein Rezeptbuch handeln.

Interessant ist, dass das Cover des Buchs auch dem Stil eines Rezeptbuchs folgt: Ein illustriertes Rezeptbuch der Propaganda und Machtmaschinerie des NS, das vielleicht bald entziffert wird, um eine Geschichte des Designs oder der „gewöhnlichen“ und „außergewöhnlichen“ Dinge des Dritten Reichs zu entwerfen.

Amalia Barboza

Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart (Hg.), *Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte*, Band 35: Mann – Frau – Partnerschaft. Genderdebatten des Christentums, Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag 2016, 432 S., 29,80 €, ISBN: 978-3-79956385-7.

Dieser thematisch orientierte Sammelband geht auf eine gleichnamige Tagung zurück, die Andreas Holzem im Jahr 2015 abhielt. Spezieller auf das Profil des Jahrbuchs abzielend folgen dann noch drei Beiträge, die auf Rottenburg und Württemberg fokussiert sind sowie ein umfangreicher, sorgfältiger Rezensionsteil.

Um es gleich am Anfang zu betonen: Ich habe die Aufsätze mit Gewinn und sich steigerndem Interesse gelesen. Wie fruchtbar die Frage nach einer gegenderten Kirchengeschichte ist, zeigt sich hier gelehrt und materialreich. Ich greife nur einige der sämtlich sehr guten, fundierten und reflektierten Aufsätze heraus.

Andreas Holzem übernimmt die Einleitung in den Teil zur Geschlechtergeschichte. Erfreulich ist, dass nun auch die (katholische) Kirchengeschichtsschreibung gender als relevant registriert und die bipolare Eindeutigkeit der Geschlechter in Frage zu stellen wagt (vgl. 22). Regina Heyder zeigt anhand des Briefwechsels des Mönches und Theologen Abaelard mit der Äbtissin des Klosters Paraklet Heloise die subtilen Strategien, mit denen Heloise zwar „Andersheit, aber kein hierarchisches Geschlechterverhältnis“ (41) zulässt. Mit der Schriftkonformität als Maßstab monastischen Lebens und

dem Rückbezug auf biblische und historische Frauenvorbilder gelingt es Heloise, einen Autonomieraum für ihr Kloster zu behaupten. Stefanie Monika Reinhardt wendet sich mit der Kirchheimer Chronik vom Ende des 15. Jahrhunderts einer von einer Dominikanerin verfassten Schrift zu, die ihre Schwesternschaft als „von der Observanz überzeugte und wehrhafte Glaubensgemeinschaft“, als Soldatinnen oder Ritterinnen Christi darstellt (71). Wiederum beide Geschlechter hat Tjark Wegner in den Blick genommen, der die Briefwechsel von Söflinger Klarissen im 15. Jahrhundert mit franziskanischen Ordensbrüdern aus Ulm, die für die geistliche Fürsorge zuständig waren, untersucht hat. Auch wenn es sich nicht um „Liebesbriefe“ handelt, lassen sich die Kontakte zum einen als „strategische Partnerschaften“ (92), zum anderen als „tiefgehende Freundschaften“ (95) qualifizieren. Um eine „geistliche Ehe“ handelt es sich dezidiert in keinem Fall (vgl. 95). Instrukтив und den Forschungsstand aufarbeitend ist der Aufsatz von Bernhard Schneider über „Männer der Tat und Hüterinnen des Hauses. Geschlechterkonstruktionen in katholischen Männer- und Frauenbüchern um 1900“. Wie ein Krimi lesen sich die Auswertungen der Tage- und Notizbücher Dr. Franziska Bösmillers, einer promovierten katholischen Lehrerin (die vormals evangelisch war), die eine intensive Freundschaft mit Kardinal Faulhaber gepflegt hat: Der Titel des Aufsatzes von Antonia Leugers „Du hast alles vereint: Seele, Geist und Körper’ – Kardinal Faulhaber und seine Freundin“ spricht für sich. Der unnahbare und nach außen sittenstrenge Kirchenfürst Faulhaber erlaubte sich eine Freundschaft, die „für einen Kleriker kirchenrechtlich nicht vorgesehen“ (210) war. Sensibel zeigt die Untersuchung die Intensität und Problematik des Kontakts.

Drei Beiträge behandeln evangelische Bereiche: Judith Pfeiffer betrachtet Susannadramen des 16. Jahrhunderts im Hinblick auf ihre Implikationen für evangelische Eheideale, die sie stützen. Ulrike Gleixner untersucht „Die lutherisch pietistische Ehe im Entwurf und in der Praxis“ und betont, dass im Pietismus – im Gegensatz zum 16. Jahrhundert – nun auch

die Ehelosigkeit aufgewertet wurde (vgl. 139) – jedoch Spener innerhalb der Ehe die Enthaltensamkeit nur sehr bedingt akzeptierte. Konfliktfelder ergaben sich aus der Diskrepanz von spiritueller Symmetrie bei festgehaltener Hierarchie Mann – Frau. Juliane Mager befasst sich mit den Gefängnisbriefen von Helmuth James und Freya von Moltke aus Berlin Tegel und deren berührender Transzendierung ihrer Ehe.

Auch wenn ich nicht sämtliche Aufsätze besprochen habe, empfehle ich die Lektüre aller.

Ute Gause

Tina Bellmann, *Zwischen Liebesideal und Realismus. Theologische Anthropologie als soziale Ressource bei Reinhold Niebuhr*. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen 2018, 481 S., 33,- €, ISBN: 978-3-86395-320-1

Tina Bellmann von der Universität Göttingen hat eine exzellente Dissertation zum großen amerikanischen Theologen Reinhold Niebuhr verfasst und steht damit ganz in guter Göttinger Tradition. Zwischen Liebesideal und Realismus. Theologische Anthropologie als soziale Ressource bei Reinhold Niebuhr lautet der Titel der umfassenden und quellenmäßig höchst anspruchsvollen Arbeit. Der Verfasserin kam das Privileg zu, selber einige Monate am Union Theological Seminary in New York City zu forschen, an dem Niebuhr lange Jahre lehrte.

Bellmann versucht trotz der zahlreichen Inkonsistenzen und Wandlungen in Niebuhrs Begriffsdefinitionen, die weitgehend auf die schiere Zahl seiner Schriften und gesellschaftlichen Rollen zurückzuführen sind,

„eine tiefgründige, auch begriffsgeschichtliche Auseinandersetzung mit zentralen Denkfiguren Niebuhrs wie etwa dem Krisenbegriff, dem Zivilisations- und Kulturbegriff sowie der Aufnahme des Tragischen und der Tragödie“ (S. 24).

In dezidierter Weise stellt sie denn auch historische und theologieimmanente Kontextbedingungen dar, innerhalb welcher sich Niebuhrs Denken und Handeln entwickelte.

Was sind die einzigartigen Ressourcen des Christentums nicht nur für das Individuum, sondern vor allem für die konstruktive Entwicklung von Gesellschaften? Diese Frage, so glaubt Bellmann, trieb Niebuhr zeitlebens um. Die Hochschulschrift bereichert die noch zu schmale deutschsprachige Niebuhr-Rezeption in erheblicher Weise. Im Folgenden werden die auch für die Politikwissenschaft interessanten analytischen Innovationen herausgehoben, die die Göttinger Wissenschaftlerin in sorgfältiger Auswertung von in Deutschland kaum zugänglichen Quellen entborgen hat.

1. Den Einfluss deutscher Theologie gut herausgearbeitet

Vor allem Adolf Harnacks Theologie sei es zu verdanken, dass es in den USA zu einem regelrechten „Germanisierungstrend“ US-amerikanischer protestantischer Theologie kam, zeigt Bellmann. Dieser Einfluss werde auch in Reinhold Niebuhrs theologischer Ausbildung deutlich. Von Schleiermacher über Ritschl, von Kierkegaard bis zu Ernst Troeltsch reiche der Arm des modernen kontinentaltheologischen Denkens des frühen zwanzigsten Jahrhunderts in die USA hinein. Die Verfasserin zeigt Strömungen auf, die Niebuhr beeinflussten, verdeutlicht jedoch auch, dass dieser die deutsche Theologie an seine politische und sozialetische Agenda anzupassen gedachte und dabei zu Fehlurteilen deutscher und europäischer Theologie kam. Dazu später mehr.

2. James' Pragmatismus in den Kontext gebracht

Bereits in seinem frühen Werk *Does Civilization Need Religion* zeigt sich, so Bellmann, Niebuhrs lebenslang durchgehaltene Vorstellung, dass die Theologie in ihrer Zeit eine aktive und das heißt soziale, pragmatistisch ausgerichtete und damit auch gesellschaftlich relevante Prägung bewirken muss. Die

Funktionen, die Religion, über James' Einfluss vermittelt, bei Niebuhr einnehmen soll, fasst sie so zusammen:

„... Niebuhrs Protest gegen einen strikten Intellektualismus, die Forderung nach Überprüfung und gegebenenfalls Anpassung religiöser Vorstellungen, der praktische Test zur Bewertung von religiösen Aussagen, das Bedürfnis der Vermittlung zwischen inadäquaten Alternativen, der Fokus auf das moralische Handeln und überhaupt Niebuhrs Applikation des Sprachgebrauchs von „testen“, „validieren“, „Hypothese“ auf den Bereich der Religion...“ (S. 102).

Der zirkuläre Charakter zwischen Metaphysik und Ethik kann dabei nicht durchbrochen werden; Menschenbild und ethische Normen konstituieren sich gegenseitig. Bellmann legt jedoch Wert darauf zu evaluieren, dass Niebuhr kein unkritischer Apologet des amerikanischen Philosophen war, sondern dessen Denken dafür nutzte, konkrete gesellschaftliche Ungerechtigkeiten (in seiner frühen Phase gleichzusetzen mit Ungleichheiten) zu bearbeiten. Er war ein moderater Pragmatist, dessen Denken von größeren Prinzipien überspannt wurde.

3. Die Bedeutung der dialektischen Theologie in Amerika gut herausgearbeitet

Die Dialektische Theologie entstand nach dem Ersten Weltkrieg überwiegend im deutschsprachigen Raum. Diese Strömung ist als Kritik an liberalen theologischen Strömungen und als Hinwendung zu einem von menschlicher Rationalität unabhängigen Gottesverständnis zu betrachten. Zu den Hauptvertretern der in Europa so genannten „dialektischen Theologie“ wurden vor allem der Schweizer Theologe Karl Barth, dessen prominente Arbeit zum Römerbrief paradigmatisch wirkte sowie Emil Brunner, dessen wichtiges Werk *Der Mensch im Widerspruch* Niebuhrs *Magnum Opus* *The Nature and Destiny of Man* maßgeblich beeinflusst hat, ohne dass Niebuhr dies gebührend referenziert hat, wie er in einer autobiographischen Aussage reumütig eingestand sowie Rudolf

Bultmann, dessen Entmythologisierungsthese weltweite Prominenz erlangte. Die Autorin zeigt anhand von Niebuhrs ambivalentem Verhältnis zu Karl Barth, dass Niebuhr die Liberalismuskritik der Dialektischen Theologie weitgehend mittragen konnte, die Abgehobenheit und anscheinend fehlende soziale Verantwortlichkeit dieses Glaubensverständnisses jedoch scharf kritisierte. Niebuhr wurde aufgrund seiner differenzierten Einstellung zur dialektischen Theologie von seinem ehemaligen Mitarbeiter und einflussreichsten Interpreten Ronald Stone und anderen Wissenschaftlern als Vertreter der „Neo-Orthodoxie“¹ bezeichnet. In zutreffender Weise zeigt Bellmann, dass Niebuhr einen verkürzten Blick auf einige kontinentale Theologen in Geschichte und Gegenwart hatte; berechtigt ist ihre Kritik an Niebuhrs oft polemischer Luther-Rezeption, die er auf dessen Rolle in den Bauernkriegen verkürzt; hier hat Siemon-Netto² eine passende Antwort geliefert. Barths herausragende Rolle als Prophet, Widerständler und Theologe wird von Niebuhr ebenfalls nicht klar genug gesehen, obwohl sich Barth wie Niebuhr selber persönlich stark gegen das Dritte Reich eingesetzt hatte.³ Diese Tatsache sollte in der Forschung noch detaillierter aus kontinentaleuropäischer Sicht herausgestellt werden. Der christliche Realismus aber entstand als Abgrenzung gegenüber liberaler Theologie einerseits und dialektischer Theologie andererseits.

4. Niebuhr als Theologe der Krise – eine profunde Analyse

Es ist wissenschaftlicher Konsens, dass Niebuhr eine derartige Prominenz als theologischer Politikberater oder politaffiner Theologe erlangte, da er zur passenden Zeit am passenden Ort war. Diesem Befund stimmt die Autorin zu. In verdienstvoller

¹ Ronald Stone, *Reinhold Niebuhr – A Mentor to the Twentieth Century*, Louisville 1992.

² Uwe Siemon-Netto, *Luther – Lehrmeister des Widerstands*, Basel 2016.

³ Christoph Rohde, *Reinhold Niebuhr - Die Geburt des Christlichen Realismus aus dem Geist des Widerstandes*, Berlin 2016.

Weise stellt sie dar, aus welcher komplexer Mixtur sich Niebuhrs Verständnis der Krisen seiner Zeit zusammensetzt.

Bereits in den frühen dreißiger Jahren prognostizierte er einen unausweichlichen zivilisatorischen Endkampf zwischen Faschismus und Sozialismus. Sein Pessimismus war unter anderem einer Rezeption Spenglers geschuldet, den Niebuhr jedoch nur zur Diagnose der Zeit nutzte; Spenglers preußischen Wertekonservativismus lehnte er hingegen vollständig normativ ab. Den Begriff der Zivilisation assoziierte Niebuhr jedoch eng mit einem westlichen Demokratie- und Rechtsverständnis. Auf Grund des Zustandes der Zivilisation bräuhete es eine Art Krisenanzeiger oder Krisenprophetinnen und Krisenpropheten, welche auf gesellschaftliche Fehlentwicklungen hinweisen, noch bevor sich diese in bedrohlicher Weise zusammenbrauten. Die Krise trat ein, aber nicht in der Form, wie sie Niebuhr vorausgesagt hatte. Kapitalismus und wehrhafter Liberalismus hatten gesiegt, was Niebuhrs Abschied vom Sozialismus mitbedingte. Die Krisen des aufkommenden Kalten Krieges wie der US-Verstrickung in Vietnam wurden vom „Krisentheologen“ weiter kritisch begleitet, aber ohne den apokalyptischen Furor der früheren Jahre. Doch sind Niebuhrs anthropologische Einsichten auch über Krisendiagnosen heraus von intrinsischem analytischem Wert.

5. Die prophetische Rolle der Religion gegenüber der vorherrschenden Kultur

Dass das Verhältnis von Religion und Politik seit dem 11. September 2001 wissenschaftliche Hochkonjunktur hat, ist eine Binsenweisheit. Aber auch in den dreißiger Jahren war das Thema von akuter Bedeutung, da verschiedene faschistische Staaten die Religion zur Legitimation ihrer Herrschaft einspannten. Dem jungen Niebuhr war schon früh bewusst, dass Religion trotz gewünschter Einflussnahme immer auch außerhalb des Zeitgeistes wirken musste: „Religion can be healthy and vital only if a certain tension is maintained

between it and the civilization in which it functions.“⁴⁴ Gerade hier zeigt sich der Wandel in Niebuhrs Denken in dramatischster Weise. Während der junge Prediger und Sozialist an die große verändernde Idee glaubte, die in institutionalisierter Form ungerechte Strukturen eliminieren und durch gerechtere ersetzen könnte, so hatte der reife Niebuhr die Überzeugung gewonnen, dass formale Settings nicht das persönliche Charisma und das wertbezogene Handeln herausragender Individuen ersetzen könne. Ohne genuin menschliche Prägekräfte, die sich in Beziehungen zeigten, bliebe institutionalisierte Gerechtigkeit meist sehr abstrakt. Auf der anderen Seite wollte sich Niebuhr auch nicht exklusiv auf die Liebesfähigkeit Einzelner im Sinne rein philanthropischer Gesellschaftsentwürfe verlassen.

Die liberale Religion ging für Niebuhr völlig in der sie umgebenden Kultur auf und war damit einfach ein Kind des Zeitgeistes. Die Religion müsse ihren Werten jedoch gegen gesellschaftlichen Widerstand treu bleiben; Zivilisationen kämen und gingen, aber Religion und Kultur müssten ein dauerhaftes Fundament aufweisen. Religion als Benchmark im Sinne der christlich-eschatologischen Hoffnung auf ein tausendjähriges Reich, in dem Liebe und Gerechtigkeit realisiert sein werden, macht Bellmann als leitende Vision bei Niebuhr aus. Aus dieser Perspektive heraus würden soziale Realitäten der Gegenwart verurteilt und der Mut erlangt, gegen Ungechtigkeiten vorzugehen (S. 221). Das Konzept der Sünde führe zu einer realitätsnäheren Gesellschaftsanalyse als säkulare Alternativen.

6. Eine sorgfältige Analyse der Frühwerke

Als besonders kompetent erweist sich die Verfasserin in Bezug auf die Darstellung der Anthropologie Niebuhrs. Sie zeigt, auf

⁴⁴ Reinhold Niebuhr, *Does Civilization Need Religion? A Study in the Social Resources and Limitations of Religion in Modern Life*, New York 1927, S. 69.

welche Quellen sich Niebuhr in Bezug auf sein Menschenbild, das er in den frühen Werken entwickelte, stützte, und ordnet Niebuhrs Arbeiten in die gesellschaftlichen Kontexte ein, in welchen sie entstanden; die besonders gut analysierten Frühwerke sind *Does Civilization Need Religion?* sowie *An Interpretation of Christian Ethics*. Bellmann zeigt, dass hier die Grundlagen für Niebuhrs Magnum Opus *The Nature and Destiny of Man* gelegt wurden, aber auch der Gedanke, dass sich die Theologie in der Realität ethisch bewähren müsse. Sie zeigt detailliert die Kontinuitäten und Diskontinuitäten im Denken Niebuhrs auf und benennt die treibenden Faktoren, die diese Oszillationen bewirkten.

7. Zwei zentrale Kritikpunkte

Die Fragestellung hätte etwas stärker eingegrenzt werden müssen – „theologische Anthropologie als soziale Ressource“ ist eine zu breit formulierte Fragestellung, um konkrete programmatische Agenden zu setzen, obwohl es in Bellmanns Arbeit eine fast unerschöpfliche Zahl an Ansatzmöglichkeiten gibt. So bleibt ein zu großer subjektiver Spielraum, um Niebuhrs Einfluss auf dem Feld praktischer Sozialethik realistisch evaluieren zu können. Dass die Autorin die Rolle Niebuhrs als „public theologian“ herausstellt, ist abschließend dann gerade nicht die originellste Erkenntnis ihrer Arbeit, denn diese Rolle stellten Ronald Stone, Langdon B. Gilkey und Michael Plathow/Schössler⁵ bereits deutlich heraus. Hier hätte Bellmann mehr den Propheten und Krisenanalytiker Niebuhr ins Feld führen können.

Nachdem Bellmann sehr gut herausgearbeitet hat, wie Niebuhr die erhebliche Zeitgeistanfälligkeit des Protestantismus nicht nur in den USA und die damit verbundene Preisgabe wesentlicher Teile des Evangeliums kritisierte, wagt sie den

⁵ Michael Plathow/Dietmar Schössler, *Öffentliche Theologie und Internationale Politik. Zur Aktualität Reinhold Niebuhrs*, Wiesbaden 2013.

Schritt nicht, das identische Phänomen in der Gegenwart zu benennen, das vor allem die deutschen Amtskirchen prägt. In diesem Sinne fehlt auch die zugegebenermaßen vor allem in seinem Spätwerk vorfindbare Kritik an übertriebenen sozialen Erziehungskonzepten im Sinne eines social engineering, Bellmann verwies aber in Bezug auf die erwähnte Kritik Niebuhrs an Deweys Demokratiebegriff darauf, dass Niebuhr funktionalistischen politischen Erziehungsmodellen kritisch gegenüberstand. Einem vollkommen von Verantwortungsethik befreiten, rein gesinnungsethischen Humanismus hätte Niebuhr sicherlich kritisch gegenüber gestanden, da er in der Geschichte meist zu genau gegenteiligen Wirkungen führen könne.

Fazit

Die Leistung des Christentums liegt, so Bellmann im Sinne Niebuhrs, nicht in konkreten Rezepturen und Verbesserungsvorschlägen, sondern in seiner analytischen Kraft und ihrem motivatorischen Potenzial, aus dem sich Elemente einer gesellschaftlichen Ethik destillieren lassen. Sie zeigt, dass es Niebuhr in seinem Lebenswerk um eine ständige innere Reform in der Kirche einerseits und um eine prophetische Stellungnahme zu den Problemen seiner Zeit andererseits ging. Die Tatsache, dass sie in Deutschland kaum zugängliche Quellen erschlossen hat, stellt eine gute Basis für weitere Forschungen dar. Bellmann kommt das Verdienst zu, verschiedene Wege aufgezeigt zu haben, wie das christliche Liebesideal in persönlicher und institutioneller Form gesellschaftlich wirksam ausgestaltet werden kann und somit kein Ideal des Elfenbeinturmes verbleiben muss.

Christoph Rohde

Stephan Lehnstaedt, *Imperiale Polenpolitik in den Weltkriegen. Eine vergleichende Studie zu den Mittelmächten und zu NS-Deutschland*, Osnabrück: fibre Verlag 2017, 527 S., 48,- €, ISBN: 978-3-944870-57-1

Seit vielen Jahren stellte ich mir die Frage, wie konnte es während der beiden Weltkriege zu einer so unterschiedlichen Verhaltensweise deutscher Soldaten der Bevölkerung im Osten gegenüber kommen. Eine Antwort hierauf suggeriert der Titel des Buches *Imperiale Polenpolitik in den Weltkriegen. Eine vergleichende Studie zu den Mittelmächten und zu NS-Deutschland* von Stephan Lehnstaedt.

Unvergesslich bleibt mir die Erzählung meiner Doktormutter, Elida Maria Szarota: Sie bedauerte, dass sie im September 1939 nach dem Einmarsch der deutschen Truppen ihren bedeutend älteren Mann Rafał Marcełi Blüth, einen bekannten polnischen Intellektuellen, nicht überzeugen konnte, schnellstens Warschau zu verlassen. Er erwiderte ihr mit fester Überzeugung, er kenne die Deutschen aus der Zeit des Ersten Weltkrieges, so schlimm seien sie nicht. Bereits am 13. November des gleichen Jahres wurde er zusammen mit anderen polnischen Bürgern erschossen. Ihre Leichname wurden erst zu Beginn der 1960er Jahre entdeckt. Auf ein solches Okkupationsvorgehen war in Polen wohl niemand vorbereitet.

Der Titel des Buches von Stephan Lehnstaedt suggeriert, wie gesagt, eine Erklärung dessen, wie es zu so unterschiedlichen Formen von Besatzung im Ersten und Zweiten Weltkrieg kommen konnte. So mancher Wehrmachtsangehörige hatte ja noch im Ersten Weltkrieg an der Ostfront als Soldat oder Offizier gekämpft oder auch nur Verwaltungsarbeit geleistet. Unter ihnen befand sich Arnold Zweig, der 1917/18 in Kowno stationiert war und Jahre später den *Grischa-Roman* verfasste, in dem er seiner Empörung darüber Ausdruck gab, dass ein einfacher, aus deutscher Gefangenschaft geflohener russischer Soldat unschuldig zum Tode verurteilt werden konnte. Bei aller kritischen Haltung gegenüber der deutschen Besatzung im Osten – er hatte Ober-Ost im Sinn – hätte sich Zweig

in den 1920er Jahren eine solche Kriegführung, wie sie im Zweiten Weltkrieg im Bloodland, um mit Timothy Snyder zu sprechen, gang und gäbe war, nicht vorstellen können.

Man könnte auch Wilm Hosenfeld, den Retter des berühmten jüdisch-polnischen Komponisten, Władysław Szpilman, als Beispiel nennen, der am 6. September 1942 in seinem Tagebuch vermerkte, dass sich die Offiziere im Verwaltungsdienst, die einst aktiv im Ersten Weltkrieg kämpften, „in ihrer Ehre gekränkt“ fühlen „angesichts der Schandtaten, die durch die Beauftragten Himmlers an den Polen und neuerdings an den Juden verübt werden“.¹

Lehnstaedt führt eine wissenschaftliche Untersuchung der deutschen Forschungsgemeinschaft für Kriegs- und Heeresgeschichte zum Kriegsende 1918 in Warschau an, die 1936 durchgeführt wurde: „zahlreiche ehemalige Verwaltungsbeamte und Militärs des Generalgouvernements“ waren befragt worden. Ihre Antworten äußerten „ein gewisses Verständnis für die Unabhängigkeitsbestrebungen der Polen“, vor allem waren sie frei von jeglichem Hass, schreibt Lehnstaedt (S. 128). Es ließe sich allerdings einwerfen, dass die Befragungen in der Zeit des deutsch-polnischen Nicht-Angriff-Pakts erfolgten, als negative Urteile über Polen offiziell nicht gern gesehen waren. Es war u.a. das Jahr, in dem Göring das Nachwort zu einem Piłsudski-Band verfasste. Es ist jedoch anzunehmen, dass sich die ältere Generation eine Besatzungspolitik der totalen Unterwerfung nicht vorstellen konnte.

Nach Lehnstaedt war der Erste Weltkrieg ein „Lehrmeister“ für die Nationalsozialisten, „der radikale Lösungen im wegen der Niederlage ‚notwendigen‘ nächsten Krieg forderte“, zugleich stellte er „einen Sonderweg undemokratischer Traditionen und einer militaristischen Gesellschaft“ dar,

¹ Wilm Hosenfeld, »Ich versuche jeden zu retten«. *Das Leben eines deutschen Offiziers in Briefen und Tagebüchern*, im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamts hrsg. von Thomas Vogel, München 2004, S. 653 (siehe auch meine Rezension hierzu in: *Newsletter zur Geschichte und Wirkung des Holocaust*, Nr. 27, Frankfurt am Main 2005, S. 55-59).

welcher „seine ‚logische‘ Fortsetzung fand“ (S. 16). Die Besatzungspolitik des zaristischen Russlands und insbesondere der Sowjetunion in und zwischen den beiden Weltkriegen bleiben unberücksichtigt. Wörtlich erklärt Lehnstaedt: „Außen vor bleiben die kurzfristigen russischen und sowjetischen Okkupationen“ (S. 17). Ersteres ist verständlich, weil es nur kleine Gebiete Deutschlands (Ostpreußen) und die k.u.k.-Monarchie (Galizien) betraf, aber die sowjetische Okkupation verliert mit dem Wort „kurzfristig“ ihre ganze Grausamkeit. Die Einvernahme Ostpolens (und kurz darauf der baltischen Staaten) vom 17. September 1939 bis 22. Juni 1941 bedeutete nicht nur die Zerstörung der bestehenden Gesellschaftsordnung, sondern auch die Deportation Hunderttausender von Menschen nach Sibirien und Kasachstan, ganz zu schweigen vom Katyn-Verbrechen im Frühjahr 1940. Es geht hier nicht um einen Vergleich der Okkupationen, den der Vf. verständlicherweise vermeiden möchte (siehe S. 358), sondern darum, dass das seit über einem Jahrzehnt erfolgreiche sowjetische Vorbild als totalitärer Staat (und, könnte man hinzufügen, totalitärer Besatzer, wenn man sich etwa die Unterwerfung Georgiens und anderer Gebiete zu Beginn der 1920er Jahre vor Augen führt) die Nazi-Elite zu ihrem brutalen Vorgehen geradezu motivierte.

Lehnstaedts umfangreiche Ausführungen über die Besatzungspolitik des Deutschen Reichs und der k.u.k.-Monarchie lassen Zweifel an der These aufkommen, dass der Erste Weltkrieg ein „Lehrmeister“ für die Nationalsozialisten gewesen sei. Man ist eher geneigt, Blüth, der notabene durch seine ausgezeichneten Analysen des Sowjetregimes bekannt ist,² Recht zu geben. Lehnstaedt schildert minutiös, wie die Besatzer nach der siegreichen Sommeroffensive 1915 miteinander konkurrierten. Sie hatten sich das eroberte Gebiet in das Generalgouvernement mit Sitz in Warschau und das

² Sie sind 2016 gesammelt erschienen: Rafał Marceł Blüth, „*Likwidacja leninowskiej elity*” oraz inne pisma sowietologiczne 1933-1938 (Die Liquidierung der Leninschen Elite sowie andere sowjetologische Schriften), Warszawa 2016.

österreich-ungarische Militärgouvernement mit Sitz in Lublin sowie Ober-Ost mit Sitz in Kowno unter Führung von Hindenburg und Ludendorff geteilt. Letzteres behandelt Lehnstaedt nicht, da es darüber eine reiche Forschungsliteratur gibt, wie er konstatiert. Es passt darüber hinaus nicht in das Konzept, die Konkurrenz zwischen beiden Besatzern darzustellen. Diese ergab sich u.a. aus den unterschiedlichen Verwaltungsstrukturen. Der Generalgouverneur Hans von Beseler war direkt Kaiser Wilhelm II. unterstellt, während die k.u.k.-Militärgouverneure nicht nur der Regierung, sondern auch dem Armeeoberkommando gegenüber rechenschaftspflichtig waren, so dass verschiedene Instanzenwege durchlaufen werden mussten, ehe es zu Entscheidungen kam. Bei den zahlreichen Reibungen zwischen beiden Besatzungsbehörden war Beseler durch eine relative Unabhängigkeit vom Militär und dadurch im Vorteil, dass Warschau, was Lehnstaedt mehrfach unterstreicht, eine attraktivere Zentrale als Lublin bildete. Aber die Grundfragen wurden zwischen Wien und Berlin entschieden. In beiden Hauptstädten hatte man jeweils eine andere Vorstellung von der Schaffung eines unabhängigen Polens, die sich u.a. aus dem anderen Umgang mit der Nationalitätenfrage in den letzten Jahrzehnten ergab.

Es ist erstaunlich, dass es trotz unterschiedlicher Auffassungen über die Zukunft Polens zur Proklamation eines Königreichs Polen am 5. November 1916 kam. Lehnstaedt ist, wie die meisten Historiker, der festen Überzeugung, dass diese nur erfolgte, um endlich die bisherigen russischen Untertanen in die Armee eingliedern und das Land für eigene Zwecke mit Hilfe scheinbar unabhängiger polnischer Institutionen ausbeuten zu können, zumal die Haager Landkriegsordnung, an die sich die Besatzungsmächte weitestgehend hielten, nun außer Kraft gesetzt werden konnte. Lehnstaedt betont mehrmals, dass die beiden Besatzungsmächte nie an deren Nichteinhaltung dachten. Welchen Druck es von polnischer Seite aus gab, erörtert er kaum. Polen – Einheimische, wie er sie vielfach nennt – erscheinen nur höchst selten als wirkliche

Akteure,³ obwohl in den zitierten deutschen Dokumenten bei der Besetzungen immer wieder betont wird, dass diese oder jene Maßnahme nicht durchführbar sei, weil sie auf zu großen Widerstand stoßen würde. Nach über zweihundert Seiten Lektüre wird so mancher Leser überrascht sein, zu erfahren, dass im Generalgouvernement seit „Juli 1915 [...] immer wieder Streiks zu beobachten“ (S. 226) waren. Ihre Zahl nahm bis 1918 zu. Gleiches war auch im Gebiet der Doppelmonarchie zu beobachten.

In einem Kapitel zuvor hatte Lehnstaedt die „Symbolische Politik“ behandelt, d.h. Zugeständnisse an die „Einheimischen“ auf den Gebieten der Verwaltung, Kultur und des Glaubens. Als symbolisch sieht er diese an, weil am Ende die Besatzer das letzte Wort behielten. Als das „wichtigste Projekt“ innerhalb dieser Politik bezeichnet der Autor die „Neugründung der Warschauer Universität“ am 15. November 1916, d.h. etwa elf Wochen nach Beselers Ernennung zum Generalgouverneur. Diese Neugründung (nach dem gescheiterten Januaraufstand von 1863 war die Warschauer Universität in eine rein zaristische mit Russisch als ausschließlicher Unterrichtssprache umgewandelt worden) war „unzweifelhaft darauf ausgerichtet“, konstatiert Lehnstaedt,

„eine polnische Elite zu schaffen und gerade in den Augen der deutschen Besatzer war dies notwendig, da sie fähige und zugleich ihnen zugeneigte Menschen brauchten“ (S. 197).

Das klingt so, als hätte es keine polnische Elite gegeben. Es gab sie! Und wenn sie sich nicht noch und noch für die Unabhängigkeit Polens eingesetzt hätte, wäre es nicht zu einem relativ erfolgreichen Aufbau der Zweiten Polnischen Republik gekommen.⁴ Man vergleiche die zwanzig Jahre der Zusammenfügung von drei Teilen, die über hundert Jahre aus-

³ Man sollte im Grunde parallel zu dem vorliegenden Buch Hartmut Michael Kühn, *Polen im Ersten Weltkrieg. 1914–1918*, Berlin 2018, lesen.

⁴ Siehe hierzu u.a. meinen Artikel „Suche nach Ordnung und Freude an der Vielheit. Der staatspolitische Hintergrund der philosophischen Debatten im Polen der zwanziger und dreißiger Jahre“, in: *Europäische*

einandergerissen waren, mit den mittlerweile dreißig Jahren deutscher Wiedervereinigung.

Der Autor geht auch kurz auf die dramatischen Konflikte zwischen den beiden Hochschulen, der Warschauer Universität und der Technischen Hochschule und der deutschen Besatzungsverwaltung im Jahre 1917 ein, die am 27. Juni zur Schließung beider führten. „Um dem Debakel symbolischer Politik ein Ende zu setzen“, bemerkt Lehnstaedt,

„ließ Beseler die beiden – geschlossenen – Hochschulen im Herbst an den Staatsrat übergeben, der im November 1917 die feierliche Wiedereröffnung vollzog und nun die alleinige Hoheit ausübte“. (S. 198).

Es war kein Debakel, sondern ein erfolgreicher Kampf der Polen um die Hoheit über das akademische Leben, u.a. das Recht des Senats, seinen Rektor selbst zu wählen. Am 13. November 1917 fand die Wahl statt. Der bisherige, von Beseler 1915 ernannte Rektor Józef Brudziński erhielt zwar die meisten Stimmen, aber er konnte aus gesundheitlichen Gründen das Amt nicht annehmen. Neuer Rektor wurde der Wirtschaftswissenschaftler Antoni Kostanecki (1866-1941). Trotz der zunehmenden politischen Auseinandersetzungen im deutsch besetzten Gebiet soll das akademische Jahr 1917/18 für die Studenten und Lehrenden zur allgemeinen Zufriedenheit verlaufen sein!⁵ Der Übergang zum befreiten Polen schuf kaum Probleme, abgesehen von zahlreichen Neuberufungen und der Einrichtung neuer Lehrstühle. Und auch der Studienverlauf wurde bis 1920, als die Rote Armee nach Warschau vorrückte, durch keine äußeren Ereignisse unterbrochen. Der einzige deutsche Professor, Wilhelm Paszkowski, hatte

Wissenschaftskulturen und politische Ordnungen in der Moderne (1890-1970), hrsg. von Gangolf Hübinger, München 2014, S.123-142.

⁵ Ausführlich hierzu Jerzy Miziołek, *Uniwersytet Warszawski, dzieje i tradycja* (Die Warschauer Universität, Geschichte und Tradition), Warszawa 2005 und Andrzej Garlicki, (Hg.), *Dzieje Uniwersytetu Warszawskiego* (Die Geschichte der Warschauer Universität), Warszawa 1982. Beide Titel kommen in der Bibliographie nicht vor.

bereits 1917 als Lehrstuhlinhaber für Germanistik Warschau verlassen.⁶

Das umfassende dritte Kapitel über die Wirtschaftspolitik der Besatzer zeigt, wie schwer es war, das eroberte Gebiet den eigenen Kriegszwecken unterzuordnen, zumal es durch die Kriegshandlungen und abziehenden zaristischen Truppen z.T. völlig zerstört war. Es musste ein neues Verkehrsnetz aufgebaut werden, um die Armeen versorgen und eine einigmaßen funktionierende Besatzungsherrschaft errichten zu können. Eine Besonderheit stellte die Umstellung der breitspurigen Bahn auf die „Normalspur“ dar. Im Generalgouvernement

„ist wohl von mindestens 1800 km neuen und 4500 km wiederhergestellten Straßen auszugehen, dazu kommen 27 neue Brücken mit einer Spannweite über 100 m, 200 km Waldbahnen,

⁶ Wilhelm Paszkowski (1867-1918) war vor seinem Engagement in Warschau der erste Leiter der Akademischen Auskunftsstelle an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin sowie Direktor des deutschen Instituts für Ausländer (Böttinger-Studienhaus, das 1911 von Göttingen nach Berlin verlegt worden war), d.h. er war u.a. für die Förderung von wissenschaftlichem Austausch mit dem Ausland, insbesondere mit den Vereinigten Staaten, zuständig. Er war auch Verfasser eines Lesebuchs zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens. Für ausländische Studierende und für die oberste Stufe höherer Lehranstalten des In- und Auslandes, erschienen 1911. Die Geschichte der Germanistik an der Warschauer Universität liegt für diese Zeit im Dunklen. Das, was Arkadiusz Stempin hierzu en passant schreibt, lässt aufhorchen: „Da der Lehrstuhlinhaber Paszkowski zugleich das Amt des Referenten für Hochschulen bei der Zivilverwaltung bekleidete, wurde unter Studenten der Verdacht der ‚Germanisierung‘ genährt. [...] Seine Seminare über die deutsche Gegenwartsliteratur und zu Goethes Faust wurden kaum besucht. Letztendlich musste Paszkowski den Anfeindungen weichen. Zudem favorisierte er die der deutschen Kultur traditionell nahestehenden Studenten jüdischer Herkunft. ‚Dafür lieferte ein für sie organisierter Bierabend ein flagrantes Beispiel‘ lautete der Vorwurf des Rektors [...]“ („Die Wiedererrichtung einer polnischen Universität. Warschau unter deutscher Besatzung“, in: Trude Maurer (Hg.), *Kollegen, Kommilitonen, Kämpfer. Europäische Universitäten im Ersten Weltkrieg*, Stuttgart 2006, S. 144).

700 km Schmal- und 80 km Normalspurengleise, sowie eine Verdoppelung des Telegraphen- und eine Vervierfachung des Telefonnetzes. Die zuständige Militär-Eisenbahn-Direktion 4 in Warschau ließ zudem über 1800 km von Breit- auf Schmalspur verwandeln“ (S. 247 f.).

Ein großes Problem stellte die Währungspolitik dar, die Umstellung vom Rubel auf die Mark, die erst spät und nur teilweise erfolgte. Die Möglichkeiten der landwirtschaftlichen Produktion wurden in Berlin und Wien überschätzt, man meinte, es mit einer Art Kornkammer zu tun zu haben, in Wirklichkeit reichten die Ernten kaum für die Versorgung der Bevölkerung in den Besatzungsgebieten aus.

Im Unterkapitel „Die Ordnung der nationalen Verhältnisse“ erwähnt der Vf. am Rande, dass die Besatzungsbehörden den Juden den Status einer „Titulnation“ nach der Proklamation des Königsreichs Polen „in den Rang einer Religionsgemeinschaft zurückstuften“ (S. 262), was eine irreführende Formulierung darstellt, denn kein Jude erwartete, einer „Titulnation“ in Polen anzugehören, sondern sie bedauerten, nicht als eine Minderheit anerkannt zu werden. Das gab u.a. Max Rosenfeld, österreichischer Sozialist und Theoretiker der die Juden betreffenden Nationalitätenpolitiken, in Bubers Zeitschrift *Der Jude* zum Ausdruck. Zur neuen jüdischen Gemeindeverfassung in Polen, die am 16. November 1916 in Kraft getreten war und die in Warschau über 350000 Juden betraf, schrieb er: das sei ein Ereignis von nicht zu verkennender geschichtlicher Bedeutung und politischem und sozialem Wert [...]. Die Verordnung des Generalgouverneurs von Beseler - ein umfassendes Elaborat von 70 Paragraphen - ist nicht als gesetzgeberisches Werk an sich zu betrachten; sie ist vielmehr ein ernsthafter Versuch einer Organisation jüdischer Kräfte – wenn diejenigen, welche dazu berufen sein werden, die Verordnungen im Leben zu verwirklichen, Sinn

und Fähigkeit haben werden, den einzelnen Bestimmungen der Verordnung Fleisch und Blut zu geben.⁷

Rosenfeld bedauerte gleichzeitig, dass die Juden nur als Religionsgemeinschaft, nicht als nationale Minderheit angesehen wurden, denn das schaffe den Nachteil, dass Gemeindefragen im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen würden, weniger solche Themen, die alle Juden betrafen. Rosenfeld schreibt daher am Schluss seiner ausführlichen Darstellung der Gemeindeverfassung:

Wir verlangen, daß die neue Organisation als Organisation der Juden schlechtweg behandelt werde, und daß die Abfassung der polnischen Verfassung als die Vertreterin einer eigenen nationalen Minorität respektiert und entsprechend berücksichtigt werde. Die jüdische Organisation soll als organisierte nationale Minderheit vor allen Institutionen und Behörden als die legitime Vertreterin der gesamten jüdischen Interessen fungieren, welcher Art und Natur sie auch immer sein könnten. Sie hätte auch Anspruch auf eine entsprechende finanzielle Hilfe des Staates, weil sie das jüdische Schulwerk und Genossenschaftswesen in die Hand nimmt. Mit der Einführung der neuen Organisation in die polnische Verfassung als vollwertigen Rechtssubjekts wäre der wichtigste Schritt der durchzuführenden Vollberechtigung vorgenommen.⁸

Erst in der Zweiten Republik wurden die Juden aufgrund der Bestimmungen von Versailles als Minderheit anerkannt. Von Titularnation konnte nicht die Rede sein. Das war das Ziel der Zionisten, solches in Palästina zu erreichen. Einige Seiten später erklärt der Vf., die deutsche Politik folge den Vorstellungen eines „homogenen Nationalstaates – was in Preußen zur Diskriminierung der Polen geführt hatte, im Generalgouvernement Warschau aber nur den Schluss zuließ, dieses Land polnisch zu machen“ (S. 265). Polnisch ja, aber nicht homogen!

⁷ Max Rosenfeld, „Die neue jüdische Gemeindeverfassung in Polen“, in: *Der Jude*, hg. Martin Buber, H. 9 (Dezember 1916), S. 578.

⁸ Ebd., S. 583.

Überaus detailliert beschreibt Lehnstaedt auf über hundert Seiten die Wirtschaftspolitik der Besatzer. Immer wieder führt er Statistiken an. Gleichzeitig geht er auf die Probleme ein, die sich aus der Notwendigkeit ergaben, mit der im Lande lebenden Bevölkerung zusammenzuarbeiten. Reine Gewalt wurde nur selten angewandt, wie im Buch mehrmals betont wird.

Ebenfalls detailliert wird die Wirtschaftspolitik des deutschen Besatzers im Generalgouvernement während des Zweiten Weltkriegs dargestellt. Sie war auf totale Ausbeutung mit ständiger Anwendung von Gewalt ausgerichtet. Eine geringere Effektivität als im Ersten Weltkrieg war die Folge. Die Erträge in der Landwirtschaft sanken sofort unter das Niveau vor 1939, erst im Kriegsjahr 1943/44 näherten sie sich diesem. Es wurde sogar mehr Gerste geerntet als zwischen 1935 und 1938 (siehe S. 412).

Kazimierz Wyka hatte in seinem zwischen 1939 und 1945 verfassten Buch *Życie na niby* (Leben als ob) dargelegt, dass der polnische Bauer unter der deutschen Okkupation besser gestellt war als in der Zweiten Republik und - auf den ersten Blick unverständlich - die Basis des Widerstands bildete. Wyka, ein bekannter Professor für polnische Literatur, führt dies auf die arrogante Art der deutschen Besatzer zurück, die ihm der polnische Bauer nicht verzeihen konnte. Wyka meint, dass das Land den Zwangsabgaben, die ihm zufolge erst im zweiten Kriegsjahr eingeführt wurden, nachkam, aber es blieb immer noch etwas zurück, was dann von Städtern aufgekauft wurde.⁹ Die Bauern mussten sich nicht einmal zum nächsten Ort auf den Markt begeben.

Der Leser, der das Buch nicht durchblättert, sondern es Seite für Seite liest, erfährt endlich auf S. 427, unter Berufung auf Christian Westerhoff, dass für die Besatzungspolitik im Generalgouvernement unter Hans Frank nicht

⁹ Siehe vor allem das Kapitel über den Bauern in: *Kazimierz Wyka, Życie na niby. Pamiętnik po kłesce* (Leben als ob. Memoiren nach der Niederlage), Kraków/Wrocław 1984, S. 160-167.

„der Erste Weltkrieg das Vorbild, sondern vielmehr der generelle Charakter des Nationalsozialismus war. Dieser unterwarf schon ab 1933 die eigene Bevölkerung vielfachem Zwang – etwa in Form von Notstandsarbeiten oder Arbeitsdienst“.

Hier muss ich nochmals auf die Aufforderung von Elida Maria Szarota eingehen, Polen über Rumänien zu verlassen. Sie hatte das Dritte Reich aus nächster Nähe zu Beginn seines Bestehens erlebt, als ihre Mutter, die polnisch-deutsche Schriftstellerin Eleonore Kalkowska, 1933 von den Nazis verhaftet wurde und nur dank der Intervention der polnischen Botschaft wieder frei kam; sie wusste daher besser als ihr Gatte, was man den deutschen Besatzern zutrauen konnte.

Im letzten Kapitel, in dem ein „Fazit“ gezogen wird, bringt Lehnstaedt recht klar zum Ausdruck, dass man die beiden Okkupationen im Grunde nicht vergleichen kann. Es gibt nur oberflächliche Ähnlichkeiten. Es mache auch keinen Sinn, sich auf Ludendorffs Aussagen zu berufen. Dessen „größter Erfolg war vermutlich“, erklärt er, „mit seiner Selbstpropaganda heutige Historiker überzeugt zu haben, die seinen Schriften normativen Charakter zuerkennen“ (S. 457). Es sei auch wenig sinnvoll, sich des Begriffs des Kolonialismus zu bedienen, Frederick Cooper habe Recht, vor der „immer weiter verbreiteten Tendenz“ zu warnen, „Kolonialismus überall – und damit nirgendwo – zu identifizieren, was ihn als Analysekategorie unbrauchbar macht“ (S. 467). Lehnstaedt hat sich für den Begriff ‚imperial‘ entschieden, den er sehr bewusst in den Titel seines Buchs gesetzt hat.

Es ist die Crux von Habilitationsarbeiten, dass sie nicht einfach als Darstellungen des historischen Geschehens (im konkreten Fall der zweimaligen Okkupation Polens) auftreten dürfen: Die Geschichte in ihrer Vielfalt zu erzählen, was dem Autor, der in vielen Archiven neue Funde gemacht und somit unser Wissen über jene an und für sich furchtbaren Jahre bereichert hat, leicht gefallen wäre. Eine Stärke seines Buchs ist, wie er auf leise Art viele Allgemeinurteile, die mittlerweile zu Vorurteilen geworden sind, als nicht haltbar zurückweist.

Jedoch nur der Eingeweihte weiß, um wen und was es sich handelt.

Karol Sauerland

Christian Werner, *America First? Die U.S.-Kirchen und ihre Haltung im Zweiten Weltkrieg*, Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2018, 256 S., 44,- €, ISBN: 978-3-374-05683-5

„America First“ ist als Slogan des Kandidaten und US-Präsidenten Donald Trump in aller Munde. Trump hat vieles von dem, was als Rückbesinnung auf ein eng gedachtes amerikanisches Nationalinteresse gefürchtet wurde, in die Tat umgesetzt. Doch dem Autor des Werkes, Christian Werner, geht es um die historische Version des „America First“, wie sie vom berühmten und umstrittenen Luftfahrtpionier Charles Lindbergh während des Zweiten Weltkriegs vertreten worden war. Lindbergh, ein Sympathisant der Nationalsozialisten wollte mit diesem Slogan den Eintritt der USA gegen die deutschen und japanischen Aggressoren in Europa und Asien verhindern. Die folgende Arbeit zeigt, dass die amerikanischen Kirchen in der Frage eines Kriegseintritts der USA in den Zweiten Weltkrieg zerrissen waren, und stellt diesbezügliche Positionen wichtiger amerikanischer Kirchen vor.

Vier Kirchen und ihre politische Haltung zum NS-Regime

Werner, der als Lehrer in der transatlantischen Jugendarbeit tätig ist, hat für seine Dissertation jahrelang Archivmaterial in verschiedenen staatlichen und kirchlichen Archiven in den USA gesichtet und dabei auch einen Eindruck vom puritanischen Geist des Landes gewinnen können, der dazu führe, dass vom wirtschaftlichen Erfolg eines Menschen auf dessen besonderes Auserwählt-Sein vor Gott geschlossen werde. Nachdem er das komplexe Verhältnis von Religion und Politik in den USA beschrieben hat, folgt eine Darstellung der

Historie der vier Kirchen, deren Entwicklung in der Frage des Kriegseintritts zum Gegenstand der Untersuchung wird: (1) die katholische Kirche, (2) die Mennoniten, (3) die Southern Baptist Convention sowie (4) die Methodisten.

Werner zeigt, dass die Haltung dieser und der meisten U.S.-Kirchen ohne deren fast völlig unkritischen „Hurra“-Patriotismus im Ersten Weltkrieg nicht zu verstehen ist. Anscheinend sollten hier durch Woodrow Wilsons „Making the world safe for democracy“ die Ideale des Social Gospel verwirklicht werden.

Großer gesellschaftlicher Einfluss der Kirchen in den USA

Die Sicht der Amerikaner auf den Nationalsozialismus wurde von der Sichtweise der Kirchen erheblich mitgeprägt. Und diese vollzogen den Weg in Richtung puritanisch-pazifistischer Traditionen, was nach ihrem unkritischen Verhalten im Ersten Weltkrieg mehr als verständlich ist. Der Verfasser zeigt in dezidierter Weise auf, wie sich die Positionen der Kirchen im Laufe des Zweiten Weltkriegs veränderten. Denn die zentrale Fragestellung der Arbeit beruht auf der gesellschaftlichen Bedrohungswahrnehmung gegenüber den Nationalsozialisten in den USA.

Hier kommt der Person Reinhold Niebuhrs, so der Autor, eine zentrale Rolle zu, weil er ein einzigartiges Scharnier zwischen der kirchlichen und zivilgesellschaftlichen Sphäre herstellen konnte und sein Pazifismuskritisches Wort in beiden Welten erhebliches Gewicht hatte.

An dieser Stelle können nicht die Positionen der einzelnen Kirchen dezidiert dargestellt werden, die der Verfasser in sorgfältiger Archivarbeit rekonstruiert hat, wobei deren interne Debatten und Konfliktlinien überzeugend aufgezeigt werden. Stattdessen werden die allgemeinen Entwicklungsschritte nachvollzogen, die die Kirchen in der Phase von 1939 bis 1941 durchlaufen haben.

Vier parallele Entwicklungen in den Kirchen

Ein Großteil der Kirchenführer war sich im Diskurs über einen möglichen Kriegseintritt der USA darüber einig, dass (1) man diesen Krieg keinesfalls wieder als „heiligen Krieg“ interpretieren wollte; (2) authentisch motivierte Kriegsdienstverweigerer unterstützen wollte; (3) die Kirchen die Regierungspolitik kritisch beobachten müssten und (4) die Kirchen intensiv an einer Nachkriegsordnung mitarbeiten wollten.

Grundsätzlich waren die Allianzen zwischen Neutralisten, Isolationisten und Nicht-Interventionisten, die jede Form eines Kriegseintritts ablehnten, brüchig. Andere Kirchen vermieden eine positive Einstellung zu einer Intervention gegen Hitler durch die Anerkennung der Unterstützung von Alliierten, zeigt Werner.

Von Einzelkirchen zu einem transnationalen Block

Für den Verfasser dieser Rezension war die Erkenntnis Werners am gewinnbringendsten, dass sich die Kirchen in der Zwischenkriegszeit von weitgehend autonom agierenden Einzelkirchen zu „international und ökumenisch vernetzten Kirchenorganisationen“ gewandelt hatten (S. 197). Die Kirchen übernahmen, vermittelt über diese Organisationen, gesellschaftliche Verantwortung im politischen Bereich. Von besonderer Bedeutung war der Federal Council of Churches, dem auch Außenminister John Foster Dulles und Reinhold Niebuhr angehörten und der zum Vorbild für den World Council of Churches wurde.

Es brauchte ein Pearl Harbor, um die Kirchen zu überzeugen

Selbst gegenüber den Überzeugungsversuchen der Briten zeigten sich die Kirchen immun, so die Erkenntnis Werners. Nur ein Angriff auf das amerikanische Kernland hätte die Kirchen von einem Kriegseintritt überzeugt. Man rechnete, so der Verfasser, mit einem Angriff aus dem Atlantik; eine

Bedrohung auf Seiten des Pazifiks wurde in keiner der vom Autor ausgewerteten zahlreichen Quellen thematisiert. Zwar traf der Angriff auf Pearl Harbor nicht direkt amerikanisches Kernland, aber er war dann der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Jetzt war es nicht mehr vermittelbar, dass sich die Kirchen neutral verhielten.

Kirchen achten auf ius in bello

Wie Werner zeigt, sahen die Kirchen den Kriegseintritt der Amerikaner, als er schließlich vollzogen worden ist, als gerechten Verteidigungskrieg an. Sie beobachteten die Kriegsführung jedoch kritisch und wiesen auf Kriegsrechtsverletzungen auch auf Seiten der Alliierten hin. Vor allem die Methodisten kritisierten beispielsweise die Tatsache, dass japanisch stämmige Amerikaner während des Pazifikkrieges grundlos in Internierungslager transportiert wurden. Die Kirchen wollten nicht wieder in einen Kriegsrausch hineingezogen werden, sondern weiterhin als Friedensmacht wirken. Deshalb unterstützten sie auch vehement die Gründung der Vereinten Nationen.

„Niebuhrianische Wende“ als Übertreibung

Werners Arbeit *America First* zeigt, dass die seriöse Debatte um den amerikanischen Kriegseintritt auf einem hohen moralischen und intellektuellen Niveau geführt worden ist, das mit der vulgären Polarisierung zwischen Anhängern von Donald Trump und seinen erbitterten Gegnern nicht zu vergleichen ist. Die Instrumente der Entscheidungsfindung, die Genese dieses Prozesses und die Rolle zentraler Akteure und Institutionen werden plausibel dargestellt.

Ein Kritikpunkt lässt sich an dem vom Autor verwandten und auf Miscamble zurückgehenden Begriff „Niebuhrianische Wende“ verdeutlichen. Denn wenn es einen solchen, vor allem auf den punktuellen Einfluss einer Person zurückgehenden Einstellungswandel gegeben hätte, wäre der kircheninterne

Diskussionsprozess, den Werner so eindrücklich schildert, lediglich von untergeordneter Bedeutung gewesen. Niebuhr selbst war sich erst spät darüber im Klaren, dass die USA militärisch in den Zweiten Weltkrieg eingreifen müssten¹; er sprach sich noch im Jahr 1940 kritisch gegenüber Roosevelts Aufrüstungsmaßnahmen aus.² Richtig ist, dass Niebuhr schon 1940 in seinem Werk *Christianity & Power Politics* und in früheren Schriften einen naiven Pazifismus innerhalb amerikanischer Kirchen teilweise polemisch scharf kritisiert hatte. Hier hätten einige Primärquellen zu Niebuhr gut getan; Werner verlässt sich hier vor allem auf die Urteile Freibergers³ und⁴ Miscambles. Jenseits dieser verbesserungsfähigen Darlegung der Position Niebuhrs stellt Werner dar, auf welche Weise eine produktive Zusammenarbeit zwischen Kirchen und Politik in kritischen historischen Situationen möglich ist. Deshalb ist die Arbeit nicht nur für Vertreter der behandelten Kirchen, sondern auch für Historiker, Politikwissenschaftler und Theologen von hohem Interesse.

Christoph Rohde

Paul Petzel/Norbert Reck, (Hg.), *Von Abba bis Zorn Gottes. Irrtümer aufklären – das Judentum verstehen. Im Auftrag des Gesprächskreises Juden und Christen beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken, Ostfildern: Patmos Verlag 2017, 207 S., 10,- €; ISBN: 978-3-8436-0887-9*

Als Neutestamentlerin begegnet mir auf Schritt und Tritt ein anscheinend kaum auszurottender latenter Antijudaismus in

¹ Gary Dorrien, *Social Ethics in the Making, Interpreting an American tradition*, Chichester 2009, S. 111-112.

² Christoph Rohde, *Die Geburt des Christlichen Realismus aus dem Geist des Widerstandes*, Berlin 2016, S. 172.

³ M. Freiburger, *Allianzpolitik in der Suezkrise*, Göttingen 2013.

⁴ W. Miscamble., *From Roosevelt to Truman. Potsdam, Hiroshima, and the Cold War*, New York 2007.

der Interpretation der Bibel. Da sind zum einen meine Studierenden, die vielfach mit diesem latenten Antijudaismus in Schule, Kirche und / oder Elternhaus aufgewachsen sind und – trotz großer Bemühungen meinerseits ihn in der Lehre zu überwinden – immer wieder in seine Falle tappen. Da ist zum anderen – und meiner Meinung nach das größere Problem – eine exegetische Literatur, gegen deren bis heute grassierende stereotype, teils abwertende Darstellung des Judentums von der Zeit Jesu bis in die Gegenwart kein Kraut gewachsen zu sein scheint. Diese Art Literatur verstärkt das latente antijudaistische Denken vieler Studierender und kann nur durch die Auseinandersetzung mit einer leider immer noch zu seltenen, bewusst nicht antijudaistischen Literatur verändert werden.

Gegen diese Mischung aus Vorprägungen/Vorurteilen und deren Verstärkung durch die entsprechende exegetische Literatur helfen keine filigranen, komplizierten und teilweise schwer verständlichen Argumentationen, sondern zu allererst eine klare Positionierung mit Problembenennung und deutlicher Gegendarstellung. Genau hier setzt das kompakte und handliche kleine Lexikon an, das von zwei katholischen Mitgliedern des Gesprächskreises Juden und Christen beim ZdK, Dr. Paul Petzel, Gymnasiallehrer für Kunst und Religion, und Dr. Norbert Reck, freier Autor und Übersetzer (u.a. Concilium, Stimmen der Zeit) im Auftrag dieses Gesprächskreises 2017 herausgegeben wurde. Es ist damit nicht nur an „interessierte Nichtfachleute und vielbeschäftigte Gemeindemitarbeiter“ (S. 11) adressiert, sondern füllt auch eine Lücke in der exegetisch-theologischen Lehre an Universitäten und Hochschulen.

Die Idee hinter diesem Lexikon ist einfach und bestechend, und es stellt sich die Frage, warum niemand früher darauf gekommen ist: nämlich zentrale (biblische) Stichwörter, „in denen Judentum und Christentum einander berühren“ (S. 11) und die in der Vergangenheit und z.T. noch heute antijudaistisch verwendet wurden und werden, auf ihre ursprüngliche Bedeutung hin zu untersuchen und die mit ihnen verbundenen christlichen „Irrtümer“ deutlich zu benennen. Plakativ stehen

dafür die beiden Stichwörter „Abba“ und „Zorn Gottes“ im Titel, der erste und der letzte untersuchte Begriff des Lexikons. Gerade diese beiden Begriffe verweisen inhaltlich auf eine lange Zeit gängige, perfide christliche Strategie der Entwertung und Abwertung des Alten Testaments und des Judentums, die sich in den Gottesbildern verdichtet, die Christen sich selbst auf der einen und dem Judentum auf der anderen Seiten zugeschrieben haben: hier Gott als der liebende, allzeit vergebende „Abba“-Vater Jesu und der Christen, da der zornige, vergeltende Gott des AT und des Judentums.

Wie schon angedeutet beziehen sich die meisten analysierten und kommentierten Stichwörter auf biblische Begriffe oder Sachverhalte, da die christliche Seite durch die Jahrhunderte hindurch ihren herablassenden, ausgrenzenden bis gewalttätigen Umgang mit Juden/Jüdinnen und dem Judentum immer wieder durch Bibelstellen zu rechtfertigen suchte. Dazu gehören klassisch stereotyp antijüdisch gedeutete Begriffe, Wendungen und Inhalte, wie z.B. die sogenannte Talionsformel „Auge um Auge, Zahn um Zahn“, oder auch „Bund. Alter Bund – Neuer Bund“, „Erwählung/Berufung“, „Gnade“, „Kreuz/Kreuzigung“, „Opfer“, „Pharisäer“, „Rache“, „Reinheit/Unreinheit“, „Verheißung/Erfüllung“, daneben aber auch Begriffe und Inhalte, bei denen erst auf den zweiten Blick klar wird, dass sie Anlass zu Irrtümern über das Judentum gaben und geben, wie z.B. „Auferweckung/Auferstehung“, „Gottesknecht“, „Johannes der Täufer“, „Prophetie“, „Reich Gottes“, „Umkehr“, „Zebaoth“. Einzelne Stichworte fallen allerdings aus dem biblischen Rahmen heraus. Dazu gehören neben „Dreifaltigkeit“, „Gottesmörder“ und „Judenmission“, die zwar biblische Wurzeln haben, aber ihre Bedeutung erst in nachneutestamentlicher Zeit entfalteten, drei jüngere Dokumente einer christlich-katholischen („Nostra aetate 4“) und jüdischen („Dabru emet“, „Den Willen unseres Vaters im Himmel tun“) Annäherung und Wertschätzung der jeweils anderen Religion. Angesichts der bewussten biblischen Orientierung in der Konzeption des Lexikons mit dem Ziel, antijudaistische Irrtümer aufzuklären, irritiert die Aufnahme dieser

drei Dokumente. Sie wirken eher wie Fremdkörper und wären besser in einem Anhang oder in einem kommentierenden Schlussteil aufgehoben.

Mit Ausnahme des Eintrags zu „Nostra aetate 4“, der nach einer einleitenden Vorbemerkung den gesamten Text dieses Teils des Konzilsdokuments wiedergibt (S. 122-125), sind alle übrigen Beiträge nach demselben Schema aufgebaut. Sie beginnen mit einer unterschiedlich langen Problemerkennung, in der Regel mit der Nennung der christlichen antijudaistischen Irrtümer, die sich mit dem entsprechenden Begriff oder Inhalt verbinden. Darauf folgt die Diskussion des bzw. der jeweiligen biblischen Kontexte(s) und ihrer Interpretation. Hier wird u.a. Folgendes behandelt: die Frage nach der Herkunft eines Begriffes in AT, NT, biblischer Umwelt (z.B. „JHWH“), seiner Entwicklung innerhalb der biblischen Schriften (z.B. des Stichworts „Israel“) und recht oft auch die nachbiblische Entwicklung in Christentum und Judentum, die nicht selten miteinander verflochten ist (vgl. z.B. so unterschiedliche Begriffe wie das nichtbiblische „Gottesmörder“ und das biblische „Erlösung/Befreiung“). Am Schluss jedes Stichwortes steht dann ein Ausblick, Perspektiven genannt, in dem die AutorInnen ausloten, wie bestimmte Themen und Inhalte auf dem Hintergrund der (neu) gewonnenen Erkenntnisse und jenseits verfestigter Stereotype heute weitergeführt werden und jüdisches, vor allem aber christliches Denken bereichern können. Das gilt selbst für den hochproblematischen Begriff „Gottesmörder“ (S. 82-85). Die Perspektive, die die VerfasserInnen des Eintrags mit ihm verbinden, ist seine Rolle als Stachel im Fleisch einer selbstzufriedenen Kirche. Er fordert die christlichen Kirchen dazu auf, sich über ihn bleibend ihrer Mitschuld am ausgrenzenden und mörderischen Umgang mit den Juden in der Geschichte des Abendlandes zu erinnern und sich der daraus erwachsenen Verantwortung für eine gemeinsame Gegenwart und Zukunft zu stellen.

Kein Stichwort hat nur einen Verfasser. Wie die Herausgeber in der Einleitung schreiben, haben alle einen längeren Entstehungsprozess hinter sich, da die zunächst von anerkannten

Fachleuten geschriebenen Texte von mehreren jüdischen und christlichen Mitgliedern des Gesprächskreises kommentiert wurden. Anmerkungen, Ergänzungen und Kritik arbeiteten die beiden Herausgeber dann behutsam in die vorliegenden Texte ein, holten bei Unklarheiten aber auch zusätzliche Expertise ein. Nicht zuletzt überprüften sie die Texte auf Verständlichkeit und Kürze. Herausgekommen ist ein Lexikon, in dem trotz der vorgegebenen gemeinsamen Struktur und unabhängig von den selbstredend unterschiedlichen Inhalten Texte versammelt sind, die sich in Diktion, im Ansatz und in der Argumentation und Durchführung unterscheiden. Und das liegt in der Natur der Sache, oder wie die Herausgeber betonen: „Die Auseinandersetzung mit den heiligen Schriften ist ein offener Prozess; er wird niemals abschließbar sein.“ (S. 13)

Manche Artikel sind ausschließlich biblisch orientiert (z.B. „Auferweckung/Auferstehung“, „Auge um Auge, Zahn um Zahn“, „Bund. ...“, „Ich aber sage euch ...“, „Johannes der Täufer“, „Opfer“, „Reich Gottes“, „Vergebung“), eine Reihe Artikel haben eher systematischen Charakter (z.B. „Erlösung/Befreiung“, „Jesus von Nazaret“, „Prophetie“, „Rache“, „Volk Gottes“, „Verheißung/Erfüllung“), andere beziehen stärker die jüdische Tradition mit ein (z.B. „Exodus“, „Gnade“, „Gottesknecht“, „Nächstenliebe“, „Speisegebote“), wieder andere mehr die christliche Tradition (z.B. „Blut“, „Dreifaltigkeit“, „Opfer“, „Ostern/Pessach“). Alle Artikel sind spannend und gut zu lesen, und es macht Spaß, durch das Lexikon zu surfen und an einzelnen Stichworten hängen zu bleiben. Am Schluss jedes Eintrags findet die Leserin eine hilfreiche Literaturliste zum Weiterlesen und Vertiefen. Beinahe alle Artikel sind gut recherchiert, trotz der Kürze fundiert begründet und informieren zuverlässig. Gut gefallen haben der Rezensentin auch Artikel, die sich nicht scheuen, Unsicherheiten und Ambivalenzen zu formulieren (ein gutes Beispiel dafür ist das Stichwort „Volk Gottes“ S. 187-191, bes. S. 190). Selbstverständlich hätte sie das eine oder andere selbst anders geschrieben und empfindet bestimmte Darstellungen zu wenig pointiert, aber das ist angesichts der breiten jüdisch-christlichen

Beteiligung am Lexikon und des damit einhergehenden Prozesscharakters gar nicht zu vermeiden und macht im Gegenteil gerade den Charme des Lexikons aus.

Nicht immer ganz nachvollziehbar sind Auswahl (s.o. zur Aufnahme dreier zentraler Dokumente des christlich-jüdischen Dialogs) und inhaltliche Zuordnung einzelner Stichworte. Selbstverständlich ist es nicht von Nachteil, wenn das eine oder andere wiederholt wird – und es liest ja auch nicht jeder alles – doch so ganz erschließt sich nicht, warum es neben dem Stichwort „Zorn Gottes“ auch ein Stichwort „Rache“ gibt, das inhaltlich nicht menschliche Rache, sondern Gottes Rache / Vergeltung behandelt (vgl. dazu weiter „Gott“, „Gerechtigkeit“, „Kriegsgott JHWH“, „Zebaoth“). Auch dass der sogenannte Blutruf des Volkes aus Mt 27,25 gleich mehrmals im Zentrum von Stichworten steht („Blut“, „Gottesmörder“, „Passionserzählungen“), gibt ihm ein Gewicht, das ihm vielleicht wirkungsgeschichtlich, nicht aber biblisch zusteht. Mit dem Stichwort „Blut“ verbindet die Rezensentin zudem andere Erwartungen als eine ausschließliche Abhandlung über den Blutruf. Ähnliches gilt für das Stichwort „Jesus von Nazaret“. Statt etwas über den Juden Jesus von Nazaret zu erfahren oder doch über seine Darstellung in den Evangelien, wird Jesu Gottessohnschaft problematisiert. Hier hätte es sich angeboten, den durchaus ansprechenden Artikelinhalt unter einem Stichwort „Sohn Gottes“ abzuhandeln.

Zwei inhaltliche Fehler sollten in einer weiteren Auflage verbessert werden: Im Eintrag „Gottesknecht“ werden die Gottesknechtslieder fälschlich dem Propheten Jesaja aus dem 8. Jh. v. Chr. zugeschrieben, der „zur Zeit der assyrischen Eroberungsfeldzüge lebte“ (S. 80 f.), und nicht, wie der biblische Kontext eindeutig zeigt, einem unbekanntem Propheten in der Nachfolge Jesajas am Übergang von der babylonischen zur persischen Herrschaft. Möglicherweise nur unglücklich formuliert ist auf S. 83 der letzte Satz des ersten Absatzes, der suggeriert, dass Meliton von Sardes (160 n. Chr.) Satz vom Gottesmord Israels eine Folge der Konzilien von Nizäa (325 n. Chr.) und Chalkedon (451 n. Chr.) seien.

Fazit: Das von Paul Petzel und Norbert Reck herausgegebene Lexikon ist unbedingt lesenswert und sollte in keiner theologischen/kirchlichen Bibliothek fehlen! Angesichts des bis heute nicht ausgerotteten latenten Antijudaismus in allen Bereichen von Kirche und Gesellschaft (s.o.) ist es daher nicht nur denen zu empfehlen, die sich in Gemeinde, Schule und verschiedenen pastoralen Feldern haupt- und ehrenamtlich engagieren, sondern auch Lehrenden und Studierenden in Theologie und Religionspädagogik an Universitäten und Hochschulen.

Angelika Strotmann

František Steiner, *Fußball unterm gelben Stern. Die Liga im Ghetto Theresienstadt 1943–44*, hg. von Stefan Zwicker, Paderborn: Ferdinand Schöningh 2017, 195 S., 26,90 €, ISBN: 978-3-506-78626-5

Als einen „Augenblick der Menschlichkeit“ beschreibt der Zeitzeuge Jiří Pavel (1926–2011) den von der jüdischen Selbstverwaltung organisierten Fußball im Ghetto Theresienstadt. Beinahe unvorstellbar erscheint aus heutiger Perspektive, dass es in dem dortigen Lager, inmitten der unmenschlichen Bedingungen, zwischen Frühjahr 1943 und dem Spätsommer 1944 tatsächlich eine aus zwei Klassen bestehende Fußball-Liga mit Aufstiegs- und Abstiegsrunde, einen Pokalwettbewerb und einer Jugendliga gab. Die Mannschaften bestanden aus jeweils sieben Spielern, trugen Namen wie „Elektriker“, „Köche“ oder „Kleiderkammer“ und traten sogar in eigenen Trikots an. Allerdings war jene Theresienstädter Fußball-Liga weitaus mehr als nur ein Teil einer von der NS-Propaganda inszenierten Vorzeigekulisse, welche gegenüber dem internationalen Roten Kreuz und den ausländischen Beobachtern die scheinbare Normalität in dem nach außen als „jüdisches Siedlungsgebiet“ dargestellten Lager dokumentieren sollte: In der Liga spielten neben früheren Amateurspielern nämlich auch ehemalige Profis aus der tschechoslowakischen und

österreichischen Liga bis hin zu einigen früheren Nationalspielern. Der Spielbetrieb hatte dementsprechend ein sehr hohes Niveau, und die Zahl der Zuschauer war bei vielen Spielen vierstellig. Somit war die „Ghetto-Liga“ auch ein Stück der Selbstbehauptung, welche die jüdische Lagerverwaltung mithilfe von Konzerten, Theateraufführungen und Literaturlesungen beispielsweise auch im kulturellen Bereich an den Tag legte. In diesem Sinn war der Fußball für den oben zitierten Zeitzeugen Pavel tatsächlich ein

„Augenblick der Menschlichkeit, weil wir ansonsten nicht[s] als Nummern waren. [...] wir spielten mit Begeisterung, es war für eine Weile ein absolutes Sich-Ausleben. Einfach eine Droge, mit der man ins Leben zurückkehrte!“

So gab der Fußball, wie es der deutsch-tschechische Verleger Tomáš Kosta (1925–2001) als ehemaliger Spieler in der Theresienstädter Liga rückblickend konstatierte,

„wenigstens für eine Weile ein Stück Freiheit zurück. Man vergaß, wo man sich befand, man vergaß die Transporte, von denen wir damals nicht wussten, dass sie in den Tod führten.“

Ähnliche Gefühle konnte der Fußball, wie sich Arnošt Schlessinger (1928–2015) erinnerte, auch unter den Zuschauern freisetzen:

„Das Spiel machte mir gute Laune. Das war ein schönes Erlebnis und gab mir das Gefühl, dass wir überleben würden.“

Dementsprechend resümierte der Historiker und Zeitzeuge Toman Brod (* 1929):

„Was hat der Fußball für uns im Ghetto bedeutet? Zusammen mit der Kultur war das eine riesige Injektion. Wir freuten uns auf ihn, er gab uns Freude, stärkte unser Selbstvertrauen. Es waren Zeiten, die uns daraus wegführten, worin wir lebten. Fußball und Kultur waren ein geistiger Rückhalt, der beinahe einer Rüstung glich.“

In dem Buch lassen sich viele derartige Aussagen von Zeitzeugen finden, mit denen der bekannte tschechische

Sportjournalist František Steiner (1925–2013), der als sogenannter „Halbjude“ selbst ein Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung und später Mitarbeiter des deutschen Fachmagazins „Kicker“ und des „Sport-Informations-Dienstes“ sowie Pressesprecher des Tschechischen Fußballverbandes war, ausführliche Interviews geführt hat. Diese Gespräche mit Überlebenden aus dem Lager Theresienstadt bildeten die Basis des 2009 in der tschechischen Originalausgabe erschienenen Bandes „Fußball unterm gelben Stern“, mit welchem die Existenz der Liga im Ghetto Theresienstadt erstmals einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht wurde. Für die deutsche Ausgabe hat der Historiker Stefan Zwicker Steiners Text nicht nur übersetzt, sondern diesen auch behutsam um eine die Theresienstädter Fußball-Liga in die historischen Zusammenhänge einordnende Einleitung sowie um einen abschließenden Beitrag zum jüdischen Fußball und dem Fußball in Konzentrationslagern im allgemeinen ergänzt.

In dem Band kommen viele bekannte und weniger bekannte Zeitzeugen zu Wort, die über mitreißende Spiele, großartige Spieler und Momente der Menschlichkeit in einem entmenslichten Umfeld berichten. Die berührenden Geschichten der Überlebenden aus dem Ghetto, aber auch die sachliche, unpräzise Sprache des Autors, die von Stefan Zwicker gekonnt ins Deutsche übertragen wurde, geben dem Leser einen ungewöhnlichen Einblick in die beklemmende Welt des Theresienstädter Ghettos und in das alltägliche Leben und Überleben seiner Bewohner. Damit kommt dem Buch zweifelsohne das Verdienst zu, einen bislang weitgehend unbekanntem Aspekt des Lagerlebens in Theresienstadt zu beleuchten und jenen dem Leser dank der beklemmenden Schilderungen der Zeitzeugen auf besonders eindrückliche Weise zu vermitteln.

Während die kulturellen Aktivitäten der jüdischen Selbstverwaltung, zu welchen beispielsweise die sechzehnmalige Aufführung von Verdis Requiem unter Rafael Schächter (1905–1945) gehörte, in der historiographischen Forschung der letzten Jahre immer wieder thematisiert wurden, war das

Wissen über den Organisationsgrad des im Ghetto gespielten Fußballs und über dessen Bedeutung für die in dem Sammel-lager eingepferchten Personen auch unter Fachleuten eher gering. Die historische Kontextualisierung von Stefan Zwickler ist daher durchaus hilfreich; allerdings irritieren, dies sei kritisch angemerkt, angesichts der Tatsache, dass sich der Herausgeber in der Einleitung darüber beklagt, dass „die Originalausgabe offensichtlich wenig lektoriert“ wurde (S. 11), einige etwas holprig übersetzte Aussagen der Zeitzeugen, wie zum Beispiel das zweimal erwähnte Zitat von Jiří Pavel (S. 9, 46) oder auch die falschen Namens- und Altersangaben zu Arnošt Schlesinger (S. 58).

Nichtsdestotrotz ist die Lektüre des Buches nicht nur Historikern und Fußballbegeisterten zu empfehlen. Steiners Text ist nämlich nicht zuletzt auch eine Hymne auf das Leben im Angesicht des Todes – dementsprechend endet jener mit einem Zitat des früheren Verteidigers der Mannschaft „Jugendfürsorge“, Peter Erben (1921–2017): „Der Fußball war das Leben.“

Ansbert Baumann

Michael Butter, „Nichts ist wie es scheint.“ Über Verschwörungstheorien, Berlin: Suhrkamp 2018, 270 S., 18,- €, ISBN: 3518073605

Der Autor fragt danach, was Verschwörungstheorien sind, wie diese in Argumentationszusammenhängen verwendet werden, warum Menschen daran glauben und ob sie einflussreicher und populärer geworden sind. Er erläutert die historische Entwicklung solcher Fantasiegebilde, solcher Mythen und Denkkonstrukte, die durch das Erstarken populistischer Bewegungen, so Butter zu Recht, eine „Renaissance“ erfahren (S. 17) und fragt danach, wie stark das Internet die jüngsten Entwicklungen beeinflusst hat. Schließlich geht es in diesem Band auch um die Gefährlichkeit eines solchen Denkens und was dagegen getan werden kann. Der Autor problematisiert

zu Recht den Begriff Verschwörungstheorien, im Hinblick darauf, dass es sich eigentlich um Verschwörungsdenken oder Verschwörungsfantasien bzw. -mythen handelt, die keinen theoretischen Unterbau haben.

Butter verweist bereits zu Beginn seiner Ausführungen auf den immer noch grundlegenden Aufsatz des Historikers Richard Hofstadter über den „paranoiden Stil in der amerikanischen Politik“ (S. 14 f.) und bezeichnet dessen Essay als wegweisend (S. 61), wobei er Hofstadters Thesen meines Erachtens zu eng interpretiert und sie auf eine Pathologisierung von Verschwörungstheoretikern als paranoid reduziert (S. 15, S. 103). Denn der „paranoide Stil“ steht nach Hofstadter nicht für eine Paranoia im klinischen Sinne, sondern für Verschwörungsvorstellungen, die sich gegen eine andere Gruppe, eine Nation, eine Kultur richten.

Die Mythen der Eva Herman

Eva Herman, die ehemalige Tagesschausprecherin, die sich längst von einer seriösen Berichterstattung verabschiedet hat und in diversen rechtslastigen Medien präsent ist, dient Butter in vielen Teilen des Buches als anschauliches Beispiel. Allerdings wird Herman durch den ständigen Bezug auf sie eine Wichtigkeit zugeschrieben, die sie weder im Netz noch in Kreisen der Verschwörungsfantasten hat. Trotz der vielen Nennungen ihrer Person, verweist der Autor nicht darauf, dass Herman immer wieder antisemitische Klischees in ihrem Verschwörungsdenken bedient, wenn sie z.B. über „Strippenzieher“ oder „Machtmenschen des globalen Finanzsystems“ schwafelt und dabei Codes nutzt, die in der Szene durchaus als die Zuschreibung zu einer vermeintlich jüdisch dominierten Finanzwelt gelesen werden können (S. 24). Dies gilt ebenso für Hermans krude Ideen, die Geflüchteten seien gezielt rekrutiert worden (S. 25). Es passt in den Kanon der Schuldzuweisungen an George Soros, den jüdisch-ungarischen Philanthropen und Hedgefonds-Manager, den der ungarische Ministerpräsident Viktor Orbán als sein Feindbild auserkoren hat

und mit antisemitischen Bildern verbindet. Der Autor nennt diese Zusammenhänge nicht, auch dann nicht, wenn Herman von „amerikanischen Organisatoren“ spricht – Soros lebt in den USA und ist in den letzten Jahren immer wieder zum Ziel antisemitischer Verunglimpfungen geworden (S. 28). Obwohl Hermans Thesen wiederholt im Mittelpunkt seiner Ausführungen stehen, verweist der Autor erst auf Seite 36 auf die „lange antisemitische Tradition“ der von Herman insinuierten Krake. Der Name George Soros fällt schließlich wieder im Zusammenhang mit Eva Herman und der Flüchtlingskrise, aber auch hier wird nicht auf mögliche antisemitische Konnotationen eingegangen (S. 109). Selbst beim Begriff „Bankiers“ und dem Verweis von Herman auf eine kleine Gruppe dieser Menschen, denkt der Autor nicht an das Naheliegende – die tradierten antisemitischen Stereotypen im Zusammenhang mit Geld, Bankiers und Finanzwelt (S. 111). Der Name Soros und die Orbán-Kampagne gegen ihn greift Butter später erneut auf, erwähnt aber auch hier die antisemitische Konnotation nicht. Der Gedanke, dass die Wortwahl „ethnische Minderheit“ auf genau solche Zusammenhänge hindeuten könnte, ist für den Autor offensichtlich nicht von Relevanz (S. 174).

Antisemitismus

Der Autor widmet sich den bekannten Verschwörungsmysmen um John F. Kennedys Tod, 9/11, die Mondlandung und die Chemtrails, also die Kondensstreifen, die Flugzeuge hinterlassen und die angeblich dazu dienen, Gift zu versprühen. Bei der Aufzählung der zahlreichen Verschwörungstheorien vermisst man den einen oder anderen Hinweis auf solche mit antisemitischem Hintergrund, obwohl diese heute - mehr denn je - ein zentrales Thema sind. Obgleich die Anschläge des 11. September 2001 und die sich darum rankenden Verschwörungstheorien in diesem Band häufig Thema sind, findet sich kein Hinweis auf die antisemitische Variante, die unterstellt, dass die „jüdischen Mitarbeiter“, die im World Trade Center

arbeiteten, an diesem Tag nicht zur Arbeit erschienen seien, weil der CIA oder der Mossad sie gewarnt habe.

Die Grundlage vieler antisemitischer Verschwörungsfantasien, die „Protokolle der Weisen von Zion“, wird erst verhältnismäßig spät erwähnt (S. 68). Explizit geht der Autor auf antisemitisches Verschwörungdenken erst im Unterkapitel „Der Mythos von der Jüdischen Weltverschwörung“ (Fallstudie) ein. Allerdings spricht Butter im Zusammenhang mit „Juden“, die das Ziel derartiger Verschwörungstheorien seien, von „angeblichen Missetätern“. Auch wenn An- und Abführungszeichen gesetzt sind, ist diese Wortwahl doch mehr als zweifelhaft (S. 160). Die Behauptung des Autors, es gebe

„keine Kontinuitätslinien von den antijüdischen Vorwürfen des Mittelalters zu den antisemitischen Weltverschwörungstheorien der Moderne, in dem Sinne, dass ein religiöses Muster nach und nach säkularisiert worden wäre“,

lässt sich nicht halten. Ritualmordlegenden und Brunnenvergiftungsvorwürfe haben bis heute Konjunktur und werden den Zeitläuften angepasst. Die Unterstellung der angeblichen Brunnenvergiftung findet sich heute im Zusammenhang mit dem Nahostkonflikt, wenn behauptet wird, Israelis würden die Brunnen der Palästinenser vergiften, um sie zu töten. Die Ritualmordlegende tauchte in einer 29-teiligen syrischen Fernsehserie (Al-Shatat/Diaspora) auf, als ein Kind mit drastischen Mitteln von verzerrt dargestellten Rabbinern ermordet wird, um sein Blut für das ungesäuerte Brot zu Pessach zu gewinnen. Nach Hall in Tirol pilgern Gläubige bis heute, um dem angeblich von Juden im 15. Jahrhundert ermordeten Andl von Rinn zu huldigen.

Ebenso ist Butters Schlussfolgerung, dass die „Protokolle“ während der NS-Zeit eine Stimmung schufen, „in der es schließlich zum Genozid an den europäischen Juden kam“ eine ahistorische Verkürzung und Simplifizierung (S. 166). Etliche Seiten später verkürzt der Autor erneut die Ermordung der europäischen Juden auf die These, der „Mythos von der

jüdischen Weltverschwörung“ habe „den Weg zum Holocaust geebnet“ (S. 221).

Zu Recht allerdings verweist der Autor auf die Präsenz der „Protokolle“ in der arabischen Populärkultur, erweckt aber den Anschein, dass sie nur in dieser Region der Welt Aktualitätswert besäßen. Sie seien zwar in der westlichen Welt nicht völlig verschwunden, existierten aber im Wesentlichen in Gegenöffentlichkeit und Subkulturen (S. 168). Betrachtet man die Verbreitung der „Protokolle“ im Internet nicht nur auf rechtsextremen und islamistischen Seiten, sondern auch auf globalisierungskritischen, esoterischen und fundamentalistisch religiösen Seiten bzw. in den Sozialen Medien, dann geht deren Präsenz weit über ein Nischendasein hinaus.

Butter beruft sich – wie übrigens seinerzeit auch der damalige CDU Abgeordnete Martin Hohmann, den dies seine Parteimitgliedschaft kostete - u.a. auf den Historiker Johannes Rogalla von Bieberstein, dessen Thesen über einen angeblich „jüdischen Bolschewismus“ zu Recht stark kritisiert wurden und der inzwischen im rechtspopulistischen Antaios-Verlag eines Götz Kubitschek publiziert.

Für Butter sind „Verschwörungstheorien, die sich gegen Minderheiten oder stigmatisierte Gruppen wie Juden oder Geflüchtete, also gegen angebliche Komplote ‚von unten‘“ richten, zu Recht problematisch. Allerdings verkennt der Autor im Folgenden die Unterschiede zwischen rassistischem und antisemitischem Verschwörungsdenken. Juden werden als mächtig insinuiert, das unterscheidet solche Stereotypenmuster von rassistischen, die anderen Minderheiten zuschreiben, minderwertig zu sein und am unteren Ende der Gesellschaft zu stehen (S. 224). Es würde sich lohnen, den Verweis auf „Strippenzieher“, die Butter bei den „einheimischen Eliten“ ausmacht, auf antisemitische Bilder zu überprüfen (S. 225), denn der „Strippenzieher“ ist ein klassischer Code antisemitischer Zuschreibungen.

Die Schlussfolgerungen und Handlungsstrategien des Autors bleiben viel zu sehr im Allgemeinen verhaftet und präsentieren leider keinerlei neue Erkenntnisse.

Juliane Wetzel

Peter B. Josephson/R. Ward Holder, *Reinhold Niebuhr in Theory and Practice. Christian Realism and Democracy in the Twenty-First Century*, Lanham: Rowman & Littlefield 2019, 244 S., 93,99 €, ISBN: 978-1-4985-7669-7

Peter B. Josephson und R. Ward Holder vom Saint Anselm College in Manchester (New Hampshire) haben in ihrem Werk *Reinhold Niebuhr in Theory and Practice* den Christlichen Realismus Reinhold Niebuhrs untersucht und Schlüsse für die Demokratie des 21. Jahrhunderts in den USA gezogen. Die beiden Theologen, die 2012 ein Werk über Reinhold Niebuhr und Barack Obama verfasst haben, stellen Annahmen darüber auf, weshalb sich die westlichen Demokratien in Legitimitätskrisen befinden und eine Person wie Donald Trump Präsident der Vereinigten Staaten werden konnte.

Niebuhrs breites Schrifttum zeigt sich in vielen Aspekten als zeitlos, weil er sein Menschenbild stets mit historischer Erfahrung konfrontierte und zu begründeten Einstellungsänderungen fähig war - eine Qualität, an der es in der ideologisierten Atmosphäre der Gegenwart schmerzlich mangelt.

1. Niebuhrs Staatsverständnis

In der ersten Hälfte des Buches (Kapitel 1-3) werden Niebuhrs Werdegang, die Entwicklung seiner Erkenntnisse zu theologischen und staatspolitischen Grundlagen sowie seine Überlegungen, wie in Demokratien soziale Gerechtigkeit etabliert werden könne, dargestellt; daraus resultiert eine Art implizite Staatstheorie.

Für Niebuhr war der Staat notwendig, um die negativen Begleiterscheinungen des privaten ökonomischen Systems im Zaum zu halten; auf der anderen Seite muss er notwendige Ordnungsfunktionen bereitstellen, um die so beurteilten anarchischen Tendenzen der menschlichen Natur zu regulieren. Private Freiheiten und öffentliche Güter müssten ins Gleichgewicht gebracht werden.

„There is pretty conclusive evidence that an uncontrolled economy does not automatically make for justice and that a compounding of political and economic power, according to collectivist programs, will threaten both justice and liberty.“ (Niebuhr, zitiert auf S. 96).

Sein Leben lang sollte Niebuhr von sozialdemokratischen Überzeugungen geleitet werden.

2. Der Staat als Notwendigkeit und Gefahrenpotenzial

Im zweiten Teil des Buches geht es um die internationalen Beziehungen, das Feld, auf dem Niebuhr internationale Prominenz erlangen sollte. Niebuhrs machtzentrierter Ansatz finde in Zeiten zu wenig Beachtung, in welchen sich ein radikaler Dualismus zwischen tribal-nationalistisch und kompromisslos globalistisch denkenden und handelnden Akteuren ergeben habe, meinen Josephson/Holder. Sie sagen:

„A Niebuhrian solution must be arrived at both with respect for the political necessity of the nation-state, and in acknowledgment of the prophetic Christian critique of mere political necessity.“ (S. 106)

Niebuhr sieht die Gefahr der Vergötzung der Nation, die zu einem säkularen Gott werden könne. Auf diese Weise sei es zu tragischen Formen eines gewaltsamen Nationalismus und Imperialismus in der Geschichte gekommen. In seinem bekannten Werk *The Irony of American History* kritisiert er den amerikanischen Exzeptionalismus, die Vorstellung, Gottes auserwähltes Land zu sein. Gleichzeitig aber gesteht er den USA auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges eine besondere Rolle

zur Verteidigung der freien Welt zu. Aber mit der Verantwortung verliere das Land seine naiv beanspruchte Unschuld.

3. *Kein Altruismus von Nationen*

Einerseits ist es für den Christlichen Realisten Niebuhr unrealistisch und sogar unmoralisch, wenn eine Nation ihre eigenen Interessen zugunsten universeller Werte vernachlässige (S. 108). Ein zu eng gezogenes nationales Interesse, wie es beispielsweise Donald Trump mit seinem America first verrete, sei für die langfristige Entwicklung des Landes kontraproduktiv. Der Christliche Realismus fordere den verantwortungsvollen Umgang mit dem ambivalenten Faktor Macht. Im Reich der internationalen Politik sei eine Individualethik nicht umsetzbar; der Staatsmann als Mandatar seiner Bevölkerung könne nicht wirklich altruistisch handeln. Niebuhr kritisierte des Weiteren utopische Hoffnungen auf eine Weltregierung; stattdessen hoffte er, zunächst mit Blick auf Europa, auf die Entstehung regionaler Ordnungssysteme, wie die Autoren im Gegensatz zu sehr optimistischen Niebuhr-Interpreten¹ sehr gut erkennen.

4. *Niebuhr als Inspiration für Barack Obama*

Die Autoren zeigen, dass Niebuhr sicherlich wesentliche Teile von Obamas Innenpolitik mitgetragen hätte, vor allem seine Einführung einer Krankenversicherung für alle Amerikaner. Skeptisch wäre er hingegen in Bezug auf dessen Optimismus hinsichtlich des Ausgangs des sogenannten arabischen Frühlings gewesen. Ebenso hätte er Obamas Festlegung von roten Linien im Syrien-Konflikt gegenüber Machthaber Assad und die Nichtbeachtung dieser Festlegung als diplomatische Fehlleistung kritisiert. Aber mit dem Politikverständnis, das die Unvermeidlichkeit des Einsatzes von Gewalt in

¹ Guilherme Marques Pedro, *Reinhold Niebuhr and International Relations Theory. Realism beyond Thomas Hobbes*, London 2017.

internationalen Beziehungen postuliert, ist Niebuhr eine klare Inspiration für Obama, wie dessen Rede zum Erhalt des Friedensnobelpreises von 2009 in Oslo deutlich machte.²

5. *Die Kinder des Lichts und die Kinder der Finsternis*

Niebuhrs Buch *Die Kinder des Lichts und die Kinder der Finsternis* aus dem Jahre 1944 bildete ein Raster ab, mit dem die Einstellungen von Idealisten (Kinder des Lichts) und zynischen Egoisten (Kinder der Finsternis) dargestellt werden können. Niebuhr machte den Gutmeinenden den Vorwurf, mit ihrem liberalen Glauben den Faktor der Sündhaftigkeit des Menschen im Allgemeinen, aber auch ihrer selbst, zu vernachlässigen. Der Glaube, mit Aufklärung und Erziehung allein eine bessere Gesellschaft herstellen zu können, führe stets zu großen Enttäuschungen. Durch ihre hohen, aber nie vollständig realisierbaren Ideale spielten sie den von ihm Kinder der Finsternis genannten Egozentrikern sogar in die Karten, die in zynischer Weise auf die eigene „Ehrlichkeit“ im kruden Vertreten ihrer Eigeninteressen verweisen könnten. Zu dieser Gruppe zählte Niebuhr Autokraten wie Adolf Hitler, aber auch demokratisch gewählte, aber stark egoistisch handelnde Staatsmänner wie Donald Trump oder Vertreter der amerikanischen Alt-Rechten mit ihren rassistischen Einstellungen.

Der „liberale Paternalismus“ der Kinder des Lichts sei gut gemeint, aber undemokratisch und verstärke sogar die Ressentiments gegen die etablierten Führungsschichten in Politik und Gesellschaft, so die Autoren. Die nationalistisch und egozentrisch gesinnten Kräfte in den westlichen Demokratien nutzten die überzogen progressivistischen Projekte wie No-Border-Philosophien oder übersteigerte Gendertheorien, um vor den Formen eines erzwungenen Egalitarismus zu warnen. Niebuhr, so wird in dem Buch deutlich, forderte eine demütige

² R. Ward Holder/Peter B. Josephson, *The Irony of Barack Obama. Barack Obama, Reinhold Niebuhr and the Problem of Christian Statecraft*, London 2012.

Form von public policy, um die Gesellschaft nicht in Sieger und Verlierer aufspalten zu lassen, und war in dieser Hinsicht auch erheblich von Abraham Lincoln beeinflusst worden. Da in einer sozialen Welt der Unvollkommenen keine klar erkennbaren Wahrheiten vorlägen, dürften Standpunkte auch nicht mit absolutem Anspruch vertreten werden.

6. Niebuhrs Ansatz ist praxistauglich

Niebuhrs Christlicher Realismus, so die Autoren, bietet keine direkte Leitlinie zur Lösung konkreter politischer Fragen. Aber er liefert den Rahmen für eine Politik demokratischer Demut (Been), ein Ansatz in der Tradition James Madisons, der in seinen Verfassungsgrundsätzen die Unvollkommenheit des Menschen einkalkuliert hatte. Der Hochmut liberaler Individualisten und sozialer Ingenieure, vollkommene Lösungen für soziale Probleme zu reklamieren, führe zu Enttäuschungen und schüre Ressentiments, die letztlich das Feld für die erfolgreiche Kampagne Donald Trumps bestellt hätten. Zwar forderte Niebuhr eine aktive Bürgergesellschaft ein, doch diese dürfe nicht nur partikulare Interessen im Gewande des Gemeinwohls durchzusetzen versuchen. Diese Entwicklung ist in sich radikalierenden und polarisierenden westlichen Demokratien in bedenklicher Weise festzustellen, in welchen sogenannte zivilgesellschaftliche Gruppen ihre immer mit angeblich höherer Moral ausgezeichneten Interessen radikal und völlig kompromisslos durchsetzen wollen. An dieser Stelle wäre es besonders wichtig, die Legitimität unterschiedlicher Vorstellungen in demütiger Weise anzukennen und Konflikte diskursiv auszutragen. Doch gerade im Bereich des Politischen ist der Mensch zu dieser empathischen Leistung kaum fähig. Es gibt viele Gründe, auch heute noch Niebuhr im Original zu lesen. Josephson und Holder bieten hierzu eine sehr gute Anleitung, wie dessen Denken konsequent auf politische Probleme der Gegenwart bezogen werden kann. Ihr Werk ist für Theologen, Politikwissenschaftler und für eine an den

gegenwärtigen Entwicklungen in der US-Innen- und Außenpolitik interessierte Leserschaft zu empfehlen.

Christoph Rohde

VERZEICHNIS DER AUTOREN UND AUTORINNEN

Dr. Amalia Barboza, Juniorprofessorin für Theorien und Methoden der Kulturwissenschaften, Universität des Saarlandes.

Dr. Ansbert Baumann, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Europäische Zeitgeschichte der Universität des Saarlandes, lehrt außerdem an der Universität Tübingen und an der Sciences Po Paris, Collège universitaire à Nancy

Ronja Frank, Studentin der Katholischen Theologie an der Universität des Saarlandes

Dr. Ute Gause, Professorin für Reformationsgeschichte und Neuere Kirchengeschichte, Universität Bochum.

Dr. August H. Leugers-Scherzberg, Privatdozent für Neuere Geschichte, Universität Duisburg-Essen, Mitherausgeber von *theologie.geschichte*

Dr. Florian Mayr, Dozent am Institut für Musikpädagogik an der LMU München.

Dr. Christoph Rohde, Dozent im Bereich Volkswirtschaft und Medienpolitik für verschiedene Bildungsträger

Dr. Karol Sauerland, Prof. em. für Germanistik, Torun.

Dr. Angelika Strotmann, Professorin für Neues Testament am Institut für Katholische Theologie der Universität Paderborn.

Dr. Juliane Wetzel, Mitarbeiterin am Zentrum für Antisemitismusforschung, Berlin

theologie.geschichte ist ein mehrsprachiges Online-Journal für Theologie und Kulturwissenschaften. Ziel der Zeitschrift ist es, die Diskussion und den Austausch zwischen Forschenden unterschiedlicher Nationalität und Disziplinen über den kulturellen Einfluss der totalitären Bewegungen des 20. Jahrhunderts zu fördern und die Frage auszuloten, inwieweit Restbestände totalitärer Theorien und Praktiken bis in die Gegenwart hinein kulturelle Entwicklungen beeinflussen. Die Ideologien des 20. Jahrhunderts bezogen ihre Schlagkraft nicht zuletzt aus der Implementierung originär religiösen Gedankenguts in säkulare politische Konzepte. Die parallele Sicht von Theologie und nichttheologischen Wissenschaften auf kulturgeschichtliche Phänomene kann hierfür den Blick schärfen.